

Studentisches

SOZIOLOGIE

MAGAZIN

Publizieren statt archivieren

Deutschlandweites Magazin für Studierende und Soziologieinteressierte



Zwischen Wahnsinn und Normalität

oder: Der ganz normale Wahnsinn

Max Czollek:

„Zerbrochene Spiegel“

Benjamin Lipp:

„Die Kritik der 'Anormalen'“

Interview:

Mit Professor Ari Sitas
(University of Capetown)

EDITORIAL

Zwischen Wahnsinn und Normalität

Mit dem Thema „Zwischen Wahnsinn und Normalität – oder: der ganz normale Wahnsinn“ melden wir uns – wie man auf den ersten Blick meinen könnte – auf eine inhaltlich etwas exzentrische Weise wieder zurück. Und auch die Umstände bei der Produktion dieser Ausgabe ließen sich mit dem „ganz normalen Wahnsinn“ der Bedingungen, denen so ein studentisches Projekt wie das SSM ausgesetzt ist, recht treffend umschreiben.

Dass die Medienlandschaft nicht nur, aber eben auch im Wissenschaftsbetrieb im Wandel begriffen ist, stellt sicherlich einen dieser gravierenden Umstände dar. So erscheint das Studentische Soziologiemagazin mit der neuesten Ausgabe erstmals als reines E-Journal, mit allen Möglichkeiten und Risiken, Hoffnungen und Erwartungen, die solch ein Medium bietet und erweckt. Da war es nur konsequent, auch unsere Homepage zu einem interaktiven Blog weiterzuentwickeln. Endlich können die im Magazin erscheinenden Artikel, Rezensionen, Berichte und Interviews online kommentiert werden – und natürlich auch die regelmäßigen Blog-Beiträge unserer Redakteur_innen. Damit wollen wir dem studentischen Gedankenaustausch in der Soziologie und den Sozialwissenschaften ein neues Forum zur Verfügung stellen, das vielleicht sogar das Potenzial bereithält, trans-hierarchische Diskurse anzustoßen. Es ist nun an euch, liebe Leser_innen, diese Plattform mit Leben zu füllen.

Einige Anregungen zur Diskussion bieten die Artikel der neuen Ausgabe allemal: In seinem „Manifest für den Wahn-Sinn“, das essayistisch ins Heft-Thema einleitet, knüpft Nicolas Schrode an ein Foucaultsches Verständnis von Wahnsinn als sozialem Konstrukt durch Praktiken der Macht an und plädiert schließlich dafür, sich dem Wahn als Quelle für Innovationen zu öffnen. Max Czollek schreibt sich mit dem Beitrag „Zerbrochene Spiegel“ in den Identitätsdiskurs der Queer Theory ein. Unter dem Rückgriff auf psychoanalytische und sprachtheoretische Ansätze macht er deutlich, warum die Annahme und Perpetuierung eines instrumentellen Verhältnisses von wissenschaftlichem Arbeiten und Sprache in die Irre führt; einen möglichen Ausweg skizziert er als „wissenschaftliche Poetologie“. Der dritte Artikel „Die Kritik der ‚Anormalen‘“ widmet sich dem so wichtigen Forschungsfeld der Disability Studies: Darin greift Benjamin Lipp in einer punktuellen Meta-Kritik eine Studie über Normalisierungspraktiken und -dispositive bezüglich der „Contergan“-Geschädigten auf, in der wissenschaftliche Diskurse mit biographischen Erfahrungen Betroffener kontrastiert werden.

Darüber hinaus finden sich in der Rubrik „Teilnehmende Beobachtungen“ insgesamt vier aktuelle Rezensionen zum thematischen „Dauerbrenner“ der Europa-Soziologie, zur neuesten Publikation Judith Butlers und einer soziologischen Kapitalismus-Analyse. Für den Blick über den Tellerrand sorgen zwei Interviews über die Entwicklungen der Soziologie in Skandinavien und Südafrika. Besondere Aufmerksamkeit verdient außerdem Florian Naumanns soziologischer Rückblick auf die Studierendenproteste im vergangenen Jahr.

Unseren aktuellen **Call4Papers** stellen wir auf der letzten Seite vor: Unter dem Thema „FreiRäume“ können bis zum 10.01.2011 wieder Artikel, Rezensionen und Berichte eingesandt werden. Es wird erstmals auch eine „freie“ Rubrik geben, in der wir thematisch unabhängige Artikelvorschläge veröffentlichen.

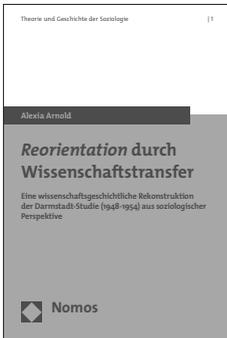
Davon unabhängig laden wir dazu ein, jeder Zeit über redaktion@soziologiemagazin.de, den Blog, Twitter oder unsere Facebook- und studiVZ-Profile in Kontakt mit uns zu treten. Über Anregungen und Kritik freuen wir uns ebenso sehr, wie über neue Gesichter in der Redaktion, Unterstützung in Form von Spenden oder Fördermitgliedschaften beim tragenden soziologiemagazin e.V.

All unseren Leser_innen wünschen wir im Namen der Redaktion und des Vereins nun aber eine anregende Lektüre.

Herzlichst,

René Wolfsteller & Benjamin Köhler

Theorie und Geschichte der Soziologie



Reorientation durch Wissenschaftstransfer

Eine wissenschaftsgeschichtliche Rekonstruktion der Darmstadt-Studie (1948-1954) aus soziologischer Perspektive

Von Alexia Arnold

2010, Band 1, 382 S., brosch., 49,- €, ISBN 978-3-8329-4936-5

Wie kann ein sozialwissenschaftliches Großprojekt zur demokratischen „Reorientation“ eines Landes beitragen? Was bedeutet Demokratisierung im Bereich der Wissenschaft? Diese Fragen leiten die quellenbasierte Untersuchung der heute zu Unrecht vergessenen ersten großen Gemeindestudie vom Typ eines „Community Survey“ in der jungen Bundesrepublik Deutschland.

Wissenschafts- und Technikforschung



Breaking News: Wissenschaftliche Zeitschriften im Kampf um Aufmerksamkeit

Von Martina Franzen

2011, Band 5, ca. 280 S., brosch., ca. 39,- €, ISBN 978-3-8329-5722-3

Erscheint ca. Januar 2011

Was bedeutet es, wenn wissenschaftliche Zeitschriften verstärkt auf öffentliche Aufmerksamkeit setzen? Am Fall der Stammzellforschung analysiert die Autorin die Gründe und Folgen einer doppelten Orientierung akademischer Zeitschriftenredaktionen an wissenschaftlichen und massenmedialen Relevanzkriterien.



EDITORIAL	2
René Wolfsteller & Benjamin Köhler	
INHALT	5
ZWISCHEN WAHNSINN UND NORMALITÄT	
Manifest für den Wahn-Sinn. Warum Veränderung Wahnsinn braucht	7
Nicolas Schrode (München)	
Zerbrochene Spiegel	15
Max Czollek (Berlin)	
Die Kritik der ‚Anormalen‘. Eine Standortbestimmung	24
Benjamin Lipp (München)	
TEILNEHMENDE BEOBACHTUNGEN	
Auf der Suche nach dem lebenswerten Leben	34
Eine Rezension von Vera Deppe (München)	
Soziologische Kapitalismus-Analyse im Trialog	39
Eine Rezension von Martin Seeliger (Bochum)	
„Ach, Europa“? Mythen der europäischen Integration	43
Eine Rezension von Tabea Braun (Leipzig)	
Ist die Türkei „europäisch“? Eine exklusive Debatte	47
Eine Rezension von Gina Rosa Wollinger (Leipzig)	
“Wonderful times to be a sociologist, everywhere is your laboratory”	50
Ein Interview mit Ari Sitas (Cape Town, Südafrika)	
Scandinavian Sociology in Context	56
Ein Interview mit Patrik Aspens (Stockholm, Schweden)	
Fliegende Funken, kalte Duschen. Ein Jahr nach dem „Unibrand“	59
Ein Rückblick zum Bildungsstreik von Florian Naumann (München)	
3. Studentischer Soziologiekongress 2011	65
TAGUNGEN & KONGRESSE 2010/2011	68
IMPRESSUM	71
Call4Papers Ausgabe 4 - FreiRäume	77



Thomas Hecken
Das Versagen der Intellektuellen
 Eine Verteidigung des Konsums gegen seine deutschen Verächter

2010, 250 Seiten, kart.,
 21,80 €,
 ISBN 978-3-8376-1495-4



Jan-Felix Schrape
Neue Demokratie im Netz?
 Eine Kritik an den Visionen der Informationsgesellschaft

2010, 248 Seiten, kart., zahlr. Abb.,
 27,80 €,
 ISBN 978-3-8376-1533-3



Markus Gamper,
 Linda Reschke (Hg.)
Knoten und Kanten
 Soziale Netzwerkanalyse in Wirtschafts- und Migrationsforschung

2010, 428 Seiten, kart., zahlr. z.T. farbige Abb.,
 32,80 €,
 ISBN 978-3-8376-1311-7



Anina Engelhardt,
 Laura Kajetzke (Hg.)
Handbuch Wissensgesellschaft
 Theorien, Themen und Probleme

2010, 378 Seiten, kart.,
 25,80 €,
 ISBN 978-3-8376-1324-7



Matthias Klemm
Das Handeln der Systeme
 Soziologie jenseits des Schismas von Handlungs- und Systemtheorie

2010, 312 Seiten, kart.,
 29,80 €,
 ISBN 978-3-8376-1569-2



Sophie-Thérèse Krempf
Paradoxien der Arbeit
 oder: Sinn und Zweck des Subjekts im Kapitalismus

Dezember 2010, 340 Seiten, kart., zahlr. Abb.,
 ca. 32,80 €,
 ISBN 978-3-8376-1492-3



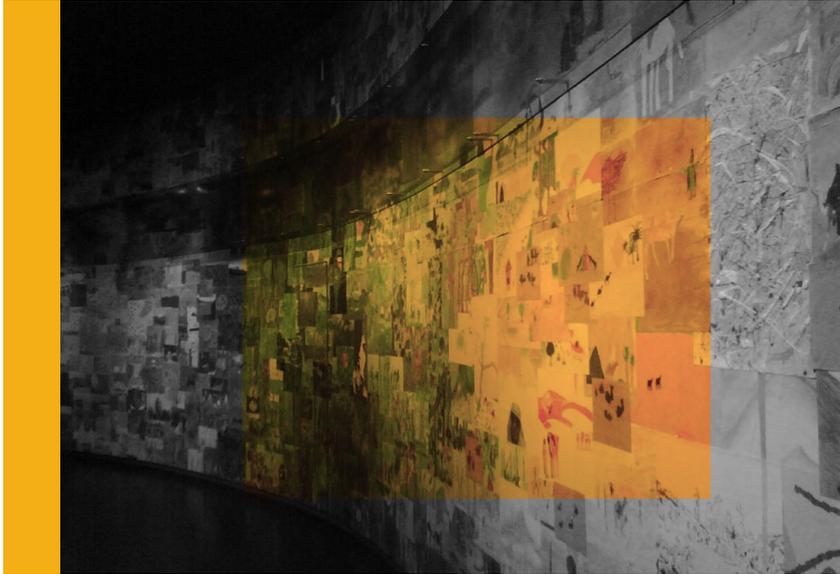
Peter Fischer
Phänomenologische Soziologie

Dezember 2010, ca. 135 Seiten, kart.,
 ca. 12,50 €,
 ISBN 978-3-8376-1464-0



Max Miller
Sozialtheorie
 Eine Kritik aktueller Theorieparadigmen. Gesammelte Aufsätze

Dezember 2010, ca. 300 Seiten, kart.,
 ca. 27,80 €,
 ISBN 978-3-89942-703-5



Manifest für den Wahn-Sinn

Warum Veränderung Wahnsinn braucht

von Nicolas Schrode

*„Die wenig erprobte Alternative in
dunklen Zeiten: der helle Wahnsinn.“*

(Brigitte Fuchs, Lyrikerin)

0. Wahn-Sinniges Manifest

In der heutigen Zeit zu erklären, es bräuchte mehr Wahnsinn, erscheint sicherlich vielen BetrachterInnen als wahnsinnig: Die Menschen sind umgeben von Dingen, die sie für „Wahnsinn“ halten. Seien es platzende Milliardenluftblasen und zur Rettung eilende StaatspolikerInnen in Europa und den USA, in Gleichzeitigkeit zu den andauernden humanitären Katastrophen in Indien, Afrika oder Asien. Seien es die Mil-

lionen Liter Öl, die Monate lang ungestoppt ins Meer sprudeln und die gleichzeitige politische Forderung von umweltbewussten BürgerInnen.

Viel plaktiver können die Beispiele eigentlich nicht sein, gleichwohl jedoch kaum die Wahrnehmung lebensweltlich gewordener Absurditäten vieler Individuen tief ins Mark treffend.

Diese Perzeptionen von Widersprüchlichkeit, für deren Einordnung Menschen oft schlicht keine anderen sinnvollen Kategorien mehr finden als jene des Wahnsinns oder der absoluten Unvernunft, unterscheiden sich vom (zugeschriebenen) Wahnsinn einer Einzelperson: Sie sind Nebenfolgen kollektiven menschlichen Handelns, welches höchst sinnvoll (rational) begründet verfolgt wurde (vgl. dazu: Beck 1986 und 2007). Auf solchen „Wahnsinn der Zeit“ wird viel geschimpft – aus ihm werden hingegen wenige Lehren gezogen. Auch wird kaum reflektiert, was man „Wahnsinn“ entgegensetzen kann (egal, wie man ihn nun genau definiert; es geht um die menschliche Perzeption von Phänomenen und Personen als „wahnsinnig“).

Dieses Essay, ein „Manifest für den Wahn-Sinn“, will „Wahnsinn“ grundsätzlich als soziales Konstrukt begreifen, das mit bestimmten Politiken der Herstellung, in Diskursen und Dispositiven der Macht immer neu erschaffen wird (Abschnitt 1). Unter diesen Bedingungen sollen die Chancen, die in der Moderne der Nebenfolgen („Zweite Moderne“; vgl. Beck 1986) liegen, erörtert werden (Abschnitt 2), um daraufhin nach den notwendigen Grundsätzen für den einzelnen Menschen zu fragen, die nötig sind, um eine Welt zu schaffen, die für ihn besser, weniger „wahnsinnig“, dafür jedoch „richtiger“ ist (Abschnitt 3).

Dabei sollte das Essay grundlegend als solches gelesen werden: Es handelt sich weder um einen klassischen wissenschaftlichen Artikel, noch um ein Manifest im streng politischen Sinne, sondern vielmehr um ein Gedankenexperiment, das den LeserInnen Argumente anbietet und zur

weiteren Diskussion anregen soll.

Es geht daher auch nicht darum, einen Beitrag zur Findung eines „korrekten“ oder „besten“ theoretischen Begriffs von „Wahnsinn“ oder „Vernunft“ und „Normalität“ zu leisten – diese sind historisch wandelbar und ihre Reflexion von kaum überschätzbarem Wert. Jedoch sollten sie an anderer Stelle als in diesem Essay ausgehandelt werden. Vielleicht erscheint es in diesem Sinne gewissermaßen wahnsinnig, einzelne Begrifflichkeiten völlig offen zu lassen; doch auch das ist, wo es geschieht, so gewollt. Der Argumentation dürfte gefolgt werden können, egal ob man es beim „sozialen Handeln“ eher mit Max Weber oder mit Erving Goffman hält.

Und noch eine letzte Vorbemerkung sei gestattet: Das Essay soll die wissenschaftliche Diskussion in diesem Band einleiten, nicht führen. Es ist (selbstverständlich) subjektiv und normativ, verlässt stellenweise die klassisch-wissenschaftliche Argumentationslogik. Es mag, dem Thema entsprechend, auch verrückt erscheinen. Es soll bereits in seiner Struktur dazu anregen, die gewohnten Denkschemata zu verlassen und sich Neuem zu öffnen.

1. Wahnsinn – die Kontingenz des Anderen der Vernunft

Steigen wir bei Foucault ein, der die philosophische, psychiatrische und soziologische Diskussion mit seinem Werk „Wahnsinn und Gesellschaft“ (Foucault 1993) nachhaltig bereichert hat. Foucault zeichnet darin die sich historisch wandelnden Formen der Pathologisierung und Stigmatisierung bestimmter Formen sozialen Handelns als „Wahnsinn“ nach – welche stets dem Schutz des ‚Normalen‘, des Common Sense über das gesellschaftlich Erwünschte und Unerwünschte dien(t)en. Dies gilt, ganz gleich, ob man den Wahnsinn als solchen ausstellt – wie bis ins 19. Jahrhundert geschehen (vgl. ebd.: 139), oder ob man ihn

wegsperrt – wie bis heute. Nur in einem vorwissenschaftlichen Raum könne aus Foucaults Blickwinkel die Trennung zwischen Normalität und Wahnsinn als beliebig, ihre Verfasstheit als eine Machtfrage erkannt werden. Die wissenschaftliche Sprache der Psychiatrie dagegen ist nach Foucault eine „Archäologie des Schweigens“ (ebd.: 7) und macht diese ursprüngliche Kontingenz unsagbar, da sie selbst bereits in der Sprache dieser Vernunft verfasst ist (vgl. ebd.: 246).

Letztlich besteht Foucaults Leistung in „Wahnsinn und Gesellschaft“ also unter anderem im Aufzeigen der Tatsache, dass auch Vernunft von jeher ein historisch wandelbares Konstrukt ist. Dieser Gedanke wiederum muss für ‚den Vernünftigen‘ (purer) Wahnsinn sein, da er die Vernunft in Frage stellt und so – nimmt man dieses Infragestellen ernst – dem Wahnsinn Tür und Tor öffnet.

Im Folgenden soll die These skizziert werden, dass es in den heutigen Zeiten des stetigen Wandels gerade der Wahnsinn ist, der uns für einen „Wahn-Sinn“ öffnen kann. Der Prozess, der beschrieben wird, zeichnet eine radikale Abwendung von gewohnten Dispositiven in Form eines individuell wie kollektiv schmerzhaften Dekonstruktivismus vor, der uns über die Öffnung unserer Sinne zur Frage bringt, inwieweit der bestehende gesellschaftliche Wahn Sinn macht und uns anregt, Gesellschaft in neuen Rahmen und Möglichkeiten zu denken.

2. Die „Zweite Moderne“ als Chance für Neues

Doch wie werden solche „Rahmen, in denen man denkt“ überhaupt zu denselben? Eine mögliche Antwort liefern Peter Berger und Thomas Luckmann (Berger/Luckmann 1969): Den dialektischen Prozess, in dem das Bestehende von uns Menschen geschaffen wird, sich als objektive Realität manifestiert und schließlich wieder auf uns Menschen wirkt und uns formt,

nennen die beiden Autoren „[d]ie gesellschaftliche Konstruktion der ‚Wirklichkeit‘“ (vgl. ebd.). Ihre Anschauung zeigt, dass Strukturen, gesellschaftliche Unterscheidungen (und somit auch Machtverhältnisse) grundsätzlich immer auch anders möglich wären, als sie es sind. Die menschlichen Konstrukte werden ihrer Theorie nach von ihren SchöpferInnen internalisiert – werden in ihrer Wahrnehmung zu objektiven Gegebenheiten, zu unhinterfragten Basiselbstverständlichkeiten, an welchen sie ihr Handeln ausrichten (ebd.: 148ff.). Bestimmte Handlungsweisen werden somit für je bestimmte Kontexte normal, werden das Normale („Internalisierung“, vgl. ebd.).

In diesem epistemologisch gefassten Verständnis von Normalität kann der vernünftige Mensch, für den immer ein bestimmter Begriff von Vernunft gilt, diese also selbst eine solche Normalität ist, nicht aus dieser Dialektik entfliehen: Das Bestehende wird von ihm geschaffen und formt dann sein Handeln, dieses schafft wieder das daraufhin Bestehende, welches wiederum sein zukünftiges Handeln formt – und so weiter.

An diesem Punkt stellt sich die hoch interessante Frage nach dem „Wie“, also über welche konkreten Praktiken die Herstellung von Normalität geschieht. Oftmals unhinterfragt wurde die These der Normalität als konstruierte soziale Wirklichkeit übernommen, ohne sie hierin weiterzudenken (vgl. Link 2009: 38ff.). Foucault hat mit seinem Abstellen auf Diskurse, sprachliche und institutionalisierte Praktiken, Regeln und Maßgaben wesentlich dazu beigetragen, von einer allzu unreflektierten Übernahme eines rein epistemologischen Normalitätsbegriffes wie ihn, so zeigt Link (2009), beispielsweise Niklas Luhmann verwendet (vgl. hierzu ebd.: 158f.), zu einem eher konkret praxelogischen Verständnis der Normalität zu gelangen. Als Beispiel für ein solches Verständnis sei wiederum auf Link (2009) verwiesen, welcher im „Protonormalismus“ und im „Flexibilitätsnormalismus“ normalistische Strategien moderner Gesellschaften erkennt (vgl. zur Übersicht: ebd.: 57f.).

Doch selbst bevor man die Black Box öffnet und die Praktiken der sozialen Konstruktion realer „Objektivitäten“ betrachtet, wird klar, dass „das Normale“ nicht ‚von heute auf morgen‘ das ist, was es ist. Vielmehr liegt dem ein langer, höchst voraussetzungsreicher Prozess zugrunde, der bestimmte Handlungs- und Sichtweisen sozial aus ihrer Kontingenz entbindet, indem sie über Institutionalisierung (bindende Festlegung auf bestimmte Formen) und Legitimierung (empirische Untermauerung ihrer Notwendigkeit) letztlich internalisiert (siehe a.a.O.) werden (vgl. hierzu Berger/Luckmann 1969: 49ff., 148f.)

Hierin liegt auch der Grund, warum gesamtgesellschaftliche Innovationen selten und bahnbrechende soziale Neuerungen die Ausnahme sind: Dieser Modus bringt seiner Logik nach nur sehr langsam Neues in den die Gesellschaft konstituierenden Kreislauf, da die lebensweltlichen Basisselbstverständlichkeiten den Menschen in seine gewohnten Bahnen leiten. Diese verlassen seine Gedanken meist nicht – was nicht zuletzt funktional ist, da der Mensch ohne Komplexitätsreduktionen dieser Art nicht handlungsfähig wäre.

Sein Denken stößt dann allerdings deswegen an seine Grenzen, weil keine Loslösung vom Gewohnten mehr passiert (Verharrung). Auf diese Art und Weise werden viele Gedanken gar nicht erst denkbar. Vielmehr geschieht dann das typische, so genannte „Schubladen-Denken“, bei dem neue Informationen schlicht in ein vorgefertigtes (und imaginäres) Schubfach des Gehirns eingeordnet werden (und dort nur schwer wieder herauskommen) und zur Reproduktion immer gleicher Denk- und Handlungsmuster führen. So entstehen Vor-Urteile, da man in seinem Kopf von vornherein zu wissen glaubt, wie die Welt ist. Hier begegnen wir den Basisselbstverständlichkeiten und einem starren, vermeintlichen Abbild der Welt im kognitiven System. Bei diesem Modus handelt es sich um eine humane Reduktion von Komplexität einer gänzlich unübersichtlichen Sozialwelt: Diese wird

letztlich ganz ökonomisch – nämlich so einfach wie möglich und so komplex wie nötig – wahrgenommen.

In diesem Modus war und ist es möglich, ein normales Leben zu führen. Doch wird dies zunehmend schwerer. Einerseits ist der Mensch nicht frei, sich zu individualisieren, sondern ist zur Individualisierung gezwungen: Er kann sich nicht, sondern er muss sich, seine Handlungen und Einstellungen, seine Verortung im Sozialen reflektieren (vgl. Beck 1993: 152). Andererseits sind die Basisselbstverständlichkeiten, die der Mensch sich selbst geschaffen hat, sichtbar am Zerbröckeln: Das gilt beispielsweise für den Lebensberuf, die Ehe, die moderne Kernfamilie und anderes mehr (vgl. Beck 1986).

Ulrich Beck fand hierfür den Terminus einer „geteilten Moderne“, in der die Errungenschaften der Ersten Moderne auf eine Zweite zurückwirken – teils mit katastrophalen Folgen (z.B. Umweltkatastrophen durch rücksichtsloses Wirtschaften): die reflexive Modernisierung (vgl. ebd.). Doch wie kann dies, insbesondere aus dem hier eingenommenen konstruktivistischen Blickwinkel, verstanden werden?

Der Mensch ist in diesem Prozess ja sozusagen von sich selbst überrascht. Denn schließlich ist es gerade er, der diese Wandlungen der Institutionen vollbringt, und nicht etwa eine extrapolierte unsichtbare Hand. Und dennoch steht er einigermaßen erstaunt bis gelähmt vor diesem rapiden Wandel – eben weil ihm diese Schaffungen als objektive Realitäten erscheinen und der Wandel sein komplettes soziales Weltbild ins Wanken bringt.

Gleichsam begegnet er so jedoch einem Wandel, dessen Chance darin gesehen werden kann, sich der Tatsache dieser eigenen sozialen Welt-Konstruktionsleistung bewusster zu werden. Geschieht dies, so muss sich der einzelne Mensch unweigerlich auch seiner Gestaltungsfähigkeit bewusst werden: dass er die Welt ist, in der er lebt.

3. Stirb und Werde

Was sich daraus ergibt, hat Goethe prominent in seiner „Selige[n] Sehnsucht“ (vgl. Richter 1996: 21) zugespitzt: Nur wenn wir mit dem Bestehenden brechen, können wir wirklich Neues in die Welt bringen („Stirb und Werde“).

Man denke beispielhaft an prominente, kreative Persönlichkeiten aus Wissenschaft, Kunst und Politik wie Nikolaus Kopernikus, Galileo Galilei, Leonardo da Vinci, Mahatma Gandhi oder Martin Luther (King). Diese haben das Bestehende angezweifelt und Gegenentwürfe erdacht, gelebt und verfolgt. Dafür mussten sie aber, wie oft vermutet wird, nicht nur den radikalen Bruch mit dem common sense wagen, den manifestierten Bildern von Welt ihrer Zeit. Diese Bilder ihrer Zeit waren anfänglich genauso ihre Bilder, die sie so vermittelt bekommen und internalisiert hatten. Der erste Schritt bestand also darin, ihren Geist in dem Sinne zu öffnen, dass sie das, was auch sie zunächst für selbstverständlich und gegeben hielten, überwinden konnten. Eine solche Einstellung wird oft als „über den eigenen Tellerrand schauen können“ beschrieben, und birgt doch in gewisser Weise mehr: Denn man erweitert seinen Horizont nicht nur an Horizonten Anderer, sondern bricht völlig mit dem Bestehenden, man denkt und sagt das Undenkbare und Unsagbare. Als Galilei das geozentrische Weltbild überwand, da Vinci Anatomie an Leichen studierte, King die Rassentrennung anprangerte, taten sie genau dies: Sie dachten das anscheinend Undenkbare und sprachen das damals Unsagbare aus, kurz: Sie begingen Tabubrüche.

Die der Macht inhärente Disziplinierungsfunktion (vgl. Foucault 2000 und 2008), die sich im gesellschaftlichen Konstruktionsprozess in ihr manifestiert hat, wirkte dahingehend, all die aufgezählten Wegbereiter mundtot zu machen und sie vom Bruch mit den bestehenden Vorstellungen abzubringen. Sie wurden als Ketzer, Verrückte oder Wahnsinnige bezeichnet. Und da die Macht durch ihre Disziplinierung immer

Definitionsmacht ist, waren sie auch objektiv wahnsinnig (zu Foucaults Machtbegriff vgl. ders. 1983: 113 – „Nicht weil sie alles umfaßt, sondern weil sie von überall kommt, ist Macht überall“).

Allerdings waren diese Denker nicht nur wahnsinnig, sondern gleichsam Wahn-sinnig. Denn sie hatten den Sinn dafür, dass es vielmehr wahnsinnig sei, dauerhaft vorgefertigten Gedankengebäuden zu gehorchen, als ihren eigenen Sinnen. Ihre Antwort auf die Frage: „Macht dieser Wahn Sinn?“ war ein klares „Nein“. Sie erteilten als Avantgardisten kritischen Denkens dem unhinterfragten Glauben an menschlich geschaffene Basisselbstverständlichkeiten eine Absage, drehten eine Logik um, indem sie den herrschenden Vernunftbegriff als Wahnsystem geißelten. Oder: Sie wiesen durch ihre andere Sichtweise auf dessen grundsätzliche Kontingenz hin. Somit waren sie durch ihre Wahn-Sinnigkeit wahnsinnig.

Zwei Thesen lassen sich aus diesen Überlegungen ableiten:

Erstens waren es also Wahnsinnige – und somit Menschen, die über sozial gewachsene Disziplinierungsmechanismen exkludiert werden sollten –, die soziale Wirklichkeiten nachhaltig verändert haben. Zweitens hatten diese Menschen eine Art „Fühler“ für den herrschenden Wahn, die Fehlerhaftigkeit des dogmatischen Festhaltens am Alten: einen Wahn-Sinn.

Was bedeutet das für uns? Was können wir von diesen Weltveränderern lernen?

Zum einen meint es, dass wir mit den gängigen Vorstellungen von Welt brechen müssen, um offen sehen zu können. Dies ist ein Prozess, der schmerzhaft ist, da wir uns von einer bequemen Haltung des „Es ist nun einmal so“, von den Idealisierungen des Schützschens „Und so weiter...“ und des „Ich kann immer wieder...“ (Schütz/Luckmann 1994: 42) – einem bloß gewohnheitsmäßigen Handeln also – verabschieden müssen, und stattdessen die Unsicherheit suchen

und Realitäten erkennen, die uns oftmals verletzen. Dieser Prozess wird so zu einem Dekonstruktivismus doloris, da wir uns dabei unserer eigenen Schwächen und Verwundbarkeiten bewusst werden.

Eine solche Haltung birgt die Chance, in der Konsequenz verändernd zu wirken. Erst dadurch nämlich wird es möglich, die Kontingenz dessen, was wir wahrnehmen und was wir vorfinden, zu erkennen. Der nächste Schritt ist, dies in einen neuen Rahmen bringen zu können; es anders, aus anderen Blickwinkeln denken zu können. Letztlich kann es möglich werden, dem stetig gewordenen Wandel vorausblickend zu begegnen und von der im Entstehen begriffenen Zukunft aus zu handeln, also einen Prozess anzustoßen, wie ihn zum Beispiel C. Otto Scharmer (Scharmer 2009) in seiner „Theorie U“ beschreibt. Das beinhaltet einerseits die vollkommene Überwindung der Basisselbstverständlichkeiten, und andererseits über das In-einen-neuen-Kontext-Stellen hinaus nicht nur Anderes denkbar zu machen, sondern es erfolgreich und antizipativ in die Welt zu bringen. Ähnlich, wie es die hier genannten historischen Persönlichkeiten, die gesellschaftlich tiefgreifende Veränderungen provozierten, getan haben.

4. Die Reintegration des Anderen der Vernunft

„Wahnsinn“ meinte also ‚von je her‘, aus dem gesellschaftlichen Rahmen zu fallen und als normal definierte Handlungsmuster aufzusprengen. Das stiftete Unverständnis, Verwirrung, Unmut, offenbarte einen Mangel an zurechtgelegten Umgangsmodi mit dem Neu- und Andersartigen, daraus resultierende Ängste und Protektionismen. Nicht wenige wurden daher, je nach historischem Zeitpunkt, auf verschiedene Weisen mund-tot (oder tot) gemacht, für verrückt erklärt, weggesperrt oder anderweitig gesellschaftlich exkludiert (vgl. Foucault 1993). Viele, die ebenso in einer ersten Reaktion, im Reflex als wahnsinnig abgetan wurden,

waren aber genau diejenigen, die in größtem Maße Neues und die bis dato tiefgreifendste Veränderung in die Welt brachten. Um in ihrem Sinne wahnsinnig zu sein, mussten sie auch einen Sinn für den herrschenden Wahn – der von der Fehlmeinung einer einzigen objektiven Wahrheit ausging – haben und gleichzeitig so wahnsinnig sein, diesen anzuprangern und das Neue in die Welt zu bringen, das sie dem Alten entgegensetzen wollen.

Sowohl dieser (zugeschriebene) Wahnsinn historischer weltverändernder Persönlichkeiten, als auch deren Wahn-Sinn bleiben nicht bloße Hypothesen, sondern lassen sich aus einem historisch-empirischen Blickwinkel durchaus nachweisen. Das Gros der Genies wurde in unterschiedlicher Art und Deutlichkeit zuallererst für wahnsinnig erklärt und ihre Gedanken und Werke abgetan oder gar verteufelt. Dies brachte sie jedoch nicht davon ab, einen speziellen Sinn weiterzuentwickeln, einen Sinn dafür, den Wahn der Verharrung zu bekämpfen und das Neuartige und völlig anders Gedachte protektionistischen Angstreaktionen zum Trotz in die Welt zu bringen.

Die Forderung, die daraus folgt, liegt nun auf der Hand: Wir brauchen mehr wahnsinnige Wahn-Sinnige für eine schöpferische Zerstörung unserer Gesellschaft! Gesellschaftliche Innovation braucht Wahnsinn und Wahn-Sinn: Abweichung von der gesellschaftlich definierten Normalität ebenso, wie die Wahrnehmung der Konservierungen gewisser Normalitätsvorstellungen und den Mut, diese aufzubrechen.

Ja, so lässt sich im Bezug auf die Einleitung abschließen, wir müssen in der Tat dem „Wahnsinn“ Tür und Tor öffnen, um eine bessere Gesellschaft zu ermöglichen. Vor allem aber sollten wir uns davor hüten, jemanden für wahnsinnig und seine Gedanken für absurd zu erklären, und stattdessen versuchen, selbst wahn-sinnig zu werden, um unsere Ideen und Überzeugungen auch gegen große Widerstände in die Welt bringen zu können.

Literaturverzeichnis

Beck, Ulrich (1986): Risikogesellschaft. Auf dem Weg in eine andere Moderne. Frankfurt am Main: Suhrkamp.

Beck, Ulrich (1993): Die Erfindung des Politischen. Frankfurt am Main: Suhrkamp.

Beck, Ulrich (2007): Weltrisikogesellschaft. Auf der Suche nach der verlorenen Sicherheit. Frankfurt am Main: Suhrkamp.

Berger, Peter L./Luckmann, Thomas (1969): Die gesellschaftliche Konstruktion der Wirklichkeit. Stuttgart: Fischer.

Foucault, Michel (1983): Der Wille zum Wissen. Sexualität und Wahrheit 1. Frankfurt am Main: Suhrkamp.

Foucault, Michel (1993): Wahnsinn und Gesellschaft. Eine Geschichte des Wahns im Zeitalter der Vernunft. Frankfurt am Main: Suhrkamp.

Foucault, Michel (2000): Dispositive der Macht. Über Sexualität, Wissen und Wahrheit. Berlin: Merve (Original: 1978).

Foucault, Michel (2008): Überwachen und Strafen. Die Geburt des Gefängnisses. 9. Auflage. Frankfurt am Main: Suhrkamp.

Link, Jürgen (2009): Versuch über den Normalismus: wie Normalität produziert wird. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht.

Richter, Karl (Hrsg.) (1998): Johann Wolfgang Goethe. Sämtliche Werke nach Epochen seines Schaffens. Münchner Ausgabe. Bd. 11,1,2. München: Carl Hanser.

Scharmer, Otto C. (2009): Theorie U. Von der Zukunft her führen. Presencing als soziale Technik. Heidelberg: Carl Auer.

Schütz, Alfred / Luckmann, Thomas (1994): Strukturen der Lebenswelt. Bd. 2. Frankfurt am Main: Suhrkamp.

Zum Autor:

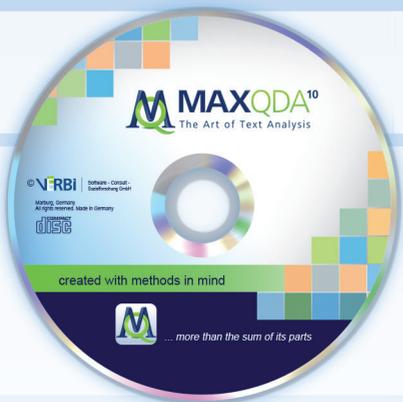
Nicolas Schrode, 27, studierte bis zum Dezember 2009 Soziologie (Diplom) an der Ludwig-Maximilians-Universität München. Derzeit beschäftigt er sich als wissenschaftlicher Mitarbeiter bei der Gesellschaft für Ausbildungsforschung und Berufsentwicklung GAB München mbH mit berufspädagogischen und -soziologischen Themenkomplexen wie dem Kompetenzerwerb in Netzwerken, im Arbeitsprozess und am eigenen Problem, der praktischen Umsetzung erfahrungsgeleiteten Arbeitens und Lernens sowie verschiedenen Facetten europäischer Berufsbildungsforschung. Des Weiteren arbeitet er an neuen Konzepten wissenschaftlicher Begleitung und Evaluation von Berufsbildungsprojekten und -programmen sowie an Grundlagen der Qualitätssicherung in der interdisziplinären Begleitforschung mit.

MAXQDA¹⁰

The Art of Text Analysis



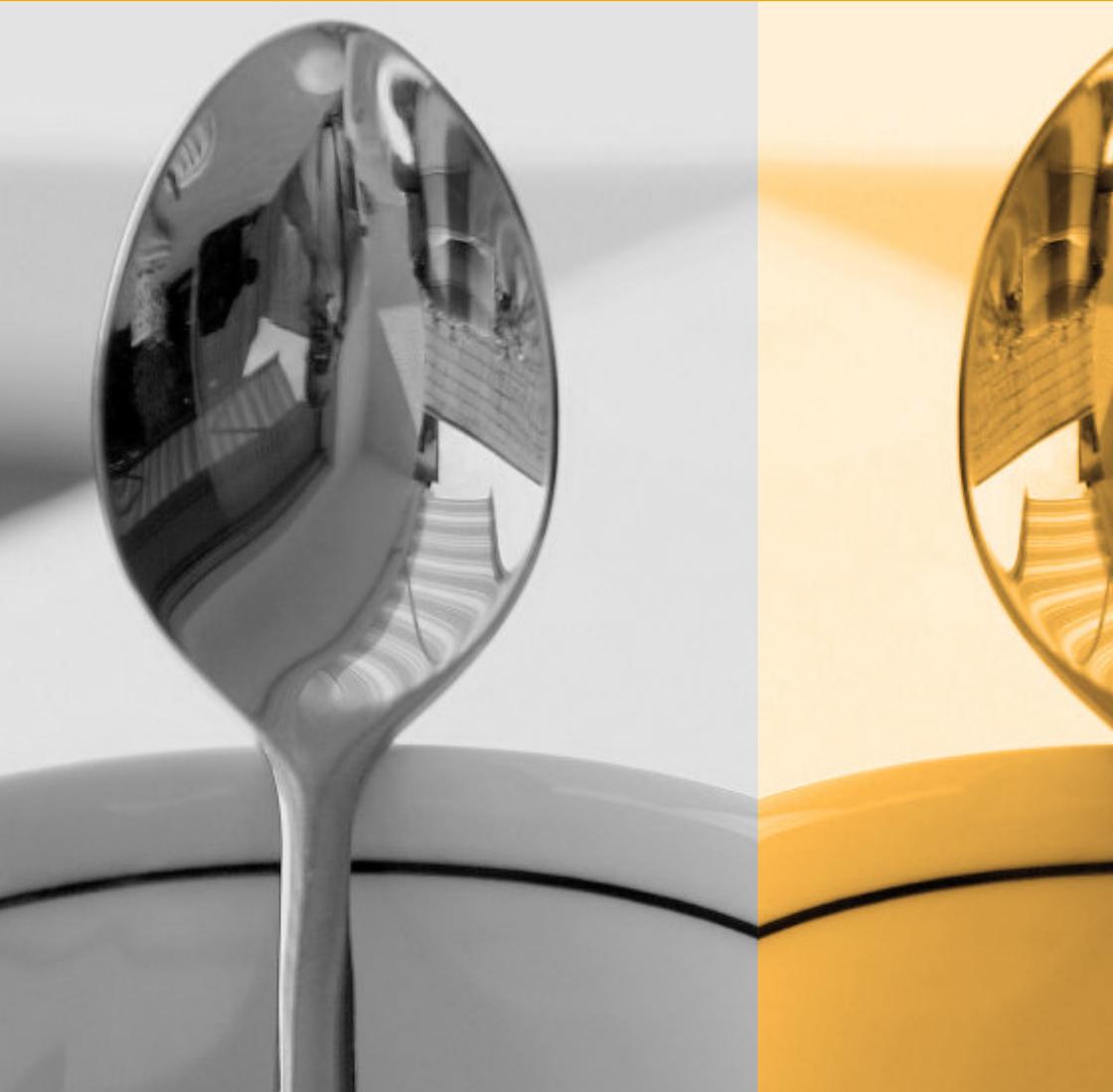
Deutschlands Textanalyse-Tool Nr. 1
einfach ■ effektiv ■ professionell



Werten Sie Ihre Texte aus, z.B. :

- Interviews
- Blogs
- Literatur
- Skripte
- Webseiten
- und vieles mehr...

- ★ Supergünstige Preise für Studierende
- ★ Kostenlose und voll funktionsfähige 30-Tage-Demo-Version



Zerbrochene Spiegel

von Max Czollek

***was perspektiven bei picasso
im kaleidoskop sind es scherben
und ordnung gerinnt nicht
solang der globus rotiert
wir blieben nomaden
auf barkassen die wir
geerbt von den alten
wir suchten zu fassen
den spiegel der meere
& hofften die scherben
brächen sich ganz***

Das Folgende sollte eine Untersuchung von Identität unter kontrollierten Laborbedingungen werden. Als erprobte Instrumente dienen Diskursivität, Schlüssigkeit und Eindeutigkeit der Darstellung. Die ersten Ergebnisse ergaben dann, dass das Untersuchungsobjekt sich unter dem Einfluss der Instrumente veränderte – so wurden die Instrumente selbst Gegenstand der Analyse.

Bei der Untersuchung von Identität liegt die Gefahr nahe, dass die Position wissenschaftlicher Objektivität zu rekursiven (selbstaufufenden) Erkenntnissen führt. Die/der Betrachtende sieht sich teilweise und nur aus einer bestimmten Perspektive. Zum Kern der Beschreibung wird daher ein „pars pro toto“, welches sich durch „Wissenschaftlichkeit“ rechtfertigt. Dabei wird die analytische Unterscheidung zwischen Subjekt und Objekt in Bezug auf Identität fragwürdig: Die/der Betrachtende ist auch das Betrachtete und das Zeichen bezeichnet die/den BezeichnendeN wie die/der Bezeichnende das Zeichen erzeugt. Die/der Forschende bezeugt sich selbst.

Sprache ist der Produktionsort von Wissen-

schaft. Grundlage des vorliegenden Artikels ist eine doppelte Annahme in Bezug auf dieses symbolische Ordnungselement: Sprache ist (1) Brennpunkt des Normierungsprozesses, welcher Subjekte in einen gesellschaftlichen Raum einschreibt, birgt dabei aber (2) die Möglichkeit des Umschreibens dieser Ordnung.

Der methodische Ausgangspunkt ist das Konzept reflexiver Wissenschaft, wie Pierre Bourdieu es konzeptualisiert (Bourdieu 1992). In diesem Rahmen erfolgt eine Perspektivverschiebung, die sich dem Instrument zuwendet – die Sprache wird sich selbst fremd und erkundet die eigene Voraussetzung und Wirkung. Dabei folgt diese Arbeit zunächst den psychoanalytischen Ausführungen Jacques Lacans, der sich der Bedeutung der Zeichen im Prozess der Ich-Formierung zuwendet. Dieses Konzept wird fortgesetzt mit einer Diskussion der Arbeiten Julia Kristevas, die sich auf die Poesie als Feld produktiver Identitätsarbeit konzentrieren.

Vor diesem Hintergrund schreibt sich der vorliegende Artikel in eine Identitätsdiskussion ein, die seit den 1990er Jahren unter dem Begriff der „Queer-Theory“ geführt wird (Butler 1990, Lauretis 1991, Perko 2005). Es geht hier um das Eröffnen neuer Denkräume in Bezug auf Identität durch das Aufbrechen von Essentialismen, die Thematisierung des normierenden Blicks („Gaze“) und die Verschiebung epistemologischer Grenzen. Diese Grenzarbeit ist in diesem Artikel eine Arbeit an den Grenzen der Sprache und erfolgt durch Rückgriff auf psychoanalytische und sprachtheoretische Ansätze. Es geht um eine Sprache, die nach einem Wort Walter Benjamins (1983) über eine bloße Signifikation hinausgeht, die sich selbst kennt. Die Grenzen und Möglichkeiten eines solchen Bemühens darzustellen, ist Gegenstand dieser Untersuchung.

1. Lacan – Semantik der Subjektkonstitution

„Normalerweise ist uns nichts gesicherter als das Gefühl unseres Selbst, unseres eigenen Ichs. [...] Daß dieser Anschein ein Trug ist, daß das Ich sich vielmehr nach innen ohne scharfe Grenze in ein unbewußt seelisches Wesen fortsetzt, das wir als Es bezeichnen, dem es gleichsam als Fassade dient, das hat uns erst die psychoanalytische Forschung gelehrt“ (Freud 2007: 33).

Der Psychoanalytiker Jacques Lacan (1901-1983) starb, bevor die Queer-Theory das Licht der Welt erblickte. Allerdings öffnete sein „return to Freud“ (Lacan 1975, ders. 1981, Wright 1992: 293ff.) die Psychoanalyse zu Fragen der Ich-Bildung und der Adaption sozialer Normen. Lacans Antworten sind auch für die Queere Theorie relevant, da sie Argumente für eine Kritik der „Heteronormativität“ als zentralem Element gesellschaftlicher Strukturierung liefert. Mit „Heteronormativität“ ist eine Struktur gemeint, die soziale Räume mit Bedeutung füllt und durch die Unterscheidung von „normal“ und „abartig“ (deviant) eine Form der Naturalisierung gesellschaftlicher Rollen generiert (vgl. Dean 2003: 238ff.). Das Außen, welches von der heteronormativen Gesellschaft zu einer gegebenen Zeit erzeugt wird, ist „queer“. Um die Lacanschen Argumente nachzuvollziehen, soll die Neuentdeckung Freudscher Konzepte und deren Verarbeitung bei Lacan folgend dargelegt werden.

Wie Freud geht auch Lacan von der primären Bindung des Säuglings an die Mutter aus. Die Subjektwerdung vollziehe sich in Abgrenzung von der Außenwelt und folge dem Verlust des primären Objekts (Sellers 1991: 44). Das Gesetz käme vor dem Begehren, dem Schicksal Ödipus' gehe der Orakelspruch voraus (Wright 1992: 293). Das eigene Begehren wird Lacan zufolge also strukturiert, bevor es sich äußern kann – diese Struktur formt das Imaginäre und Symbolische. In Freudscher Metaphorik fasst Lacan damit einen Aspekt, den er in der Subjekttheorie seines Lehrers unterrepräsentiert findet (ebd.: 294).

Den Moment jener (Vor-)Strukturierung nennt Lacan das Spiegelstadium, in welchem sich der Säugling vorausgreifend wie in einem Spiegel als ganzheitlich imaginiert (vgl. Lacan 1975: 63-70): „Man kann das Spiegelstadium als eine Identifikation verstehen im vollen Sinne, den die Psychoanalyse diesem Terminus gibt: als eine beim Subjekt durch die Aufnahme eines Bildes ausgelöste Verwandlung“ (ebd.: 64). Der Säugling erkennt sich im Spiegel als etwas Äußerlich-Statistisches, welches ihm als Ideal-Ich (ebd.) gegenübertritt. Diese wahrgenommene Statik und Symmetrie situieren das Ich „auf einer fiktiven Linie [...] die nur asymptotisch das Werden des Subjekts erreichen wird“ (ebd.). Das Spiegelstadium stellt eine spezifische Beziehung her zwischen dem Innenleben einer Person und seiner Umwelt, wobei eine permanente Spannung zwischen der räumlichen Identifikation und einer inneren Zerrissenheit des Subjekts besteht. Es ist ein „Drama, dessen innere Spannung von der Unzulänglichkeit auf die Antizipation überspringt“ (ebd.: 67) und zu einer wahnhaften Identität führt, „deren starre Strukturen die ganze mentale Entwicklung des Subjekts bestimmen“ (ebd.). Die Ich-Bildung ist für Lacan daher ein paranoider, d.h. wahnhafter Prozess. Sie bedeutet die Unterdrückung vielfältiger Triebregungen zugunsten einer einheitlichen Selbstwahrnehmung (Sellers 1991: 44). Dieser Prozess der Verknennung „forms the basis for all subsequent identifications, and [...] we can only ever conceptualise ourselves as (independent) subjects as our (self-)image is mirrored back to us from another's desire“ (ebd.: 45). Die Verknennung spielt also eine entscheidende Rolle für die Selbstwahrnehmung und -repräsentation im Zuge des Eintritts des Subjektes in eine symbolische Ordnung. Diese symbolische Ordnung wiederum „represent[s] transindividual structures that produce subjective effects independently of any particular individual's agency or volition.“ (Dean 2003: 239)

Dabei bedeutet der Eintritt in sie den Verlust ursprünglicher Bindungen des Säuglings an die Welt, deren Verlust fortan in der Sprache als der

Trägerin symbolischer Ordnung kompensiert wird. Ihr kommt an dieser Stelle eine doppelte Rolle zu, da sie einerseits die Unterwerfung des Säuglings unter den Willen des Vaters und seinen Eintritt in den sozialen Raum symbolisiert (Sellers 1991: 46), gleichzeitig aber den fundamentalen Verlust mit dem Versprechen verdeckt, das verlorene Objekt (m/other) zurückzugewinnen, wobei sich eine Erfüllung konstant hinausögert (ebd.: 97). Die Hoffnung auf Rückkehr zu den primären Bindungen, die Lacan the Real nennt, bleibt illusorisch: „[S]he or he can never again possess the desired object“ (ebd.: 47). Für Lacan bedeutet sowohl das Spiegelbild, als auch die selbstbezügliche Äußerung „Ich“ die Erzeugung des Subjektes in seiner nicht revidierbaren Trennung von der Mutter (m/other) – „the subject is created in language as this division and loss“ (ebd.: 46).

Die radikal-nominalistische Konsequenz dieses Gedankens ist, dass gesellschaftliche Kategorien als (im eigentlichen Sinn) imaginär entlarvt werden, denen keine ursprüngliche Bedeutung zukommt. Kategorien wie Gender oder Race drängen sich im Prozess der Subjektwerdung in der symbolischen Ordnung auf, Verlangen und Sexualität entstehen erst in dieser Wechselwirkung. Die Macht ist somit produktiv, weil sie das Subjekt erzeugt (Dean 2003: 241). Das Gegenstück zu dieser antinaturalistischen Interpretation ist der Kulturalismus, der Identität zuvorderst als sozial vermittelt versteht. Lacan wählt einen dritten Weg, indem er die Körperlichkeit des Subjekts als extradiskursiv („extradiscursive“) beschreibt: „something that cannot be contained within or mastered by language, and therefore cannot be understood as a cultural construct“ (ebd.: 244). Es ist da etwas, das sich dem Imaginären entzieht.

In einem stärker von Foucaults Diskurskonzept inspirierten Ansatz (der kein Extradiskursives kennt) verarbeitet Julia Kristeva Lacansche Konzepte und wendet sich dem Apriori gesellschaftlicher Normierung innerhalb der Poesie zu.

2. Kristeva – Möglichkeiten der Überschreitung

„The ‚subject‘ Lacan describes is thus one whose identity is in constant flux. Not only is the ‚oneness‘ of the mirrored-image an illusion, but even the ‚I‘ the subject employs to refer to itself only ever coincides with the particular moment of utterance“ (Sellers 1991: 47).

Die Queer-Theory ist ein anti-identitärer, anti-essentialistischer Ansatz. Als solches bezieht sie eine normativ-utopische Position in einer Gesellschaft, die auf klaren Identitäten beruht. Dabei pendelt sie stets zwischen der Gefahr, die Spezifität gesellschaftlicher Positionierung zu übersehen oder aber die kritisierten Ordnungen zu stabilisieren. Auf Grund einer gewissen Nähe zu poststrukturalistischen Positionen um den „linguistic turn“ ist die Arbeit an und mit der Sprache als Instrument und Strukturelement von Wissenschaft wesentlich. Die französische Literaturhistorikerin und Psychologin Julia Kristeva (geb. 1941) verfolgt diese Spracharbeit unter Verarbeitung Lacanscher und Freudscher Positionen. Ihre theoretischen Arbeiten zielen darauf, eine literaturtheoretische und -praktische Möglichkeit der Überschreitung fixierter und eindeutiger Positionierungen zu konzeptualisieren.

Eine ihrer wichtigsten Thesen entwirft sie in der Fortführung des Freudschen Unbehagens (Freud 2007): Die Unterdrückung ungezügelter Triebenergien der prä-ödpalen Phase ragt in die Gegenwart des post-ödpalen Subjektes hinein und begründet eine Dynamik der Unzufriedenheit (Sellers 1991: 48f., 98). Die Rolle der Sprache, die auch für Kristeva die Repräsentantin symbolischer Ordnung ist, besteht in der Erzeugung einer unabhängigen und monolithischen Subjektposition (Sellers 1991: 110, ausführlich Kristeva 1975). (In einer Modifikation der Lacanschen Unterscheidung zwischen Imaginärem und Symbolischem verwendet Kristeva die Unterscheidung „Semiotisches“ und „Symbolisches.“) Das Semiotische verweist zurück auf die primäre

Bindung, die sie Chora nennt (aus dem Griechischen: „umschlossener Raum, Gebärmutter“): „The Chora, then, is a rhythmic pulsion rather than a new language. It constitutes the heterogeneous disruptive dimension of language, that which can never be caught up in the closure of traditional linguistic theory“ (Moi 2002: 13). Der fortdauernde Einfluss der Primärbindung aus der Chora wirke als permanentes Störgeräusch (1) der Einheit des Subjekts wie auch (2) der Linearität von Wissenschaft und Logik (Sellers 1991: 51). Dabei sieht Kristeva Frauen (als Vertreterinnen marginalisierter Identitäten) in einer prädestinierten Position, da sie fühlen könnten „that they have been left out of the socio-symbolic contract, of language as the fundamental social bond“ (Kristeva 1984: 197).

Eine Antwort auf diesen Mangel sieht Kristeva weniger in einer Beschäftigung mit bestehenden Diskursen, als vielmehr in einer aktiven Suche nach einem angemessenen Ausdruck eigener Bedürfnisse (ebd.: 200). Besonders geeignet für die Äußerung des Verdrängten ist in den Augen Kristevas die moderne Poesie, die wegen ihrer relativen Freiheit von sprachlichen Regeln, ihrer offenen Rhythmik und Tonalität dazu prädestiniert scheint. In der (modernen) Poesie wird das Semiotische (Verdrängte) durch die Konstruktionsart des Gedichts reaktualisiert. Diese Auseinandersetzung mit dem eigenen Verdrängten führe die Poetin zurück an den Punkt der Trennung zwischen Selbst und Mutter (m/other), welche im Akt des Schreibens noch einmal erlebt wird, es „reactivates the link to the ‚repressed, instinctual, maternal element““ (Kristeva 1979: 136, zit. nach Sellers 1991: 99). Durch reflexiven Sprachgebrauch öffnet die Poetin einen Raum, in dem die vormalig unterdrückten Triebe zur Geltung kommen könnten (Sellers 1991: 101). Die Unterbrechung üblicher Sprachform und Syntax und, in Anlehnung an Derridas Schriften zur *différance*, die Bewusstmachung vielfältiger Bedeutungen in einem Text (Kristeva nennt das *intertextuality* (ebd.)), führen zu einer Durchbrechung des Normalen,

welches den Status des Subjekts bestimmt: „preparing the way for revolutionary change“ (ebd.: 99). Eine solche Arbeit verändert nicht nur die Schreibende, sondern auch die Position der Lesenden, die von einer Position der Macht in der Aneignung des Textes sich selbst exponiert, da die durchscheinende Chora Verdrängtes provoziert und ihre Neutralität untergräbt (ebd.: 103).

3. Kristevas Poetologie

War für Lacan Verlust der Grundton der Subjektbildung (Sellers 1991: 97), so setzt Kristeva genau an diesem Punkt an, wenn sie von einer Überschreitung der Sprache zur Umformung symbolischer Ordnungen spricht: Es geht ihr um ein Aufbrechen bestehender Strukturen zu Gunsten unterdrückter, nicht-repräsentierter Triebe durch das Medium Poesie (vgl. Moi 1986: 11). Da das Subjekt für sich genommen bereits Resultat eines symbolischen Strukturierungsprozesses ist, müsse die Poetin von diesem Punkt ausgehen und in ihrer Arbeit die Störung, Veränderung und Erschaffung anstreben, ohne dabei den Raum vielfältiger Verstrickungen zu verlassen (oder jemals verlassen zu können) – das Ziel sei ein immanentes Umformen. Kristevas Bild des Femininen (hier auch: Marginalen) als „different or other in relation to language and meaning, but nevertheless only thinkable within the symbolic, and therefore also necessarily subject to Law“ (Moi 2002: 11) verweist auf eine bestimmte Spannung, die innerhalb der Gedanken Kristevas erhalten bleibt.

Kristevas Ziel ist es, einen Diskurs zu produzieren, der die widersprüchliche Wirkung von Sprache mit sich selbst konfrontiert (als Objekt und Subjekt der Struktur) und der schließlich Sprache gegen sich selbst denkt, d.h. dekonstruiert (ebd.: 10): „new signifying procedures both shatter[...] and recreate[...] the framework within which subjectivity is formed, disrupting the equilibrium of the social-symbolic code by transgressing its boundaries and recasting them in the ongoing pleasure of new creation“ (Sellers 1991:

100). Lesende sollen sich ihrer eigenen Fragmentierung bewusst werden und eine symbolische Restauration unter Berücksichtigung eines neuen Bewusstseins anstreben. Kristeva gibt die Idee des Subjekts also nicht auf – es liegt nahe, darin eine Art Notlösung zu vermuten, sich den nötigen theoretischen Grund zu formen, von dem aus eine Transgression der Sprache und ein Aufbrechen der fixierten Subjektpositionen angegangen wird. Am Ende steht das andere Subjekt als eine prozesshafte, nicht abgeschlossene work in progress (Moi 2002: 14). Damit wirft Kristeva die Frage nach dem Ortlosen auf, dem Experiment außerhalb kontrollierter Laborbedingungen. Weil sie gleichzeitig die strukturellen und historischen Rahmenbedingungen reflektiert, ist Kristeva eine wertvolle Quelle für queere Ansätze.

4. Zusammenführung

(a) zerbrochene Spiegel

„Who is going to define my culture

Who is going to define my style“

(Gonzales-Torres in Muñoz 1999: 166)

Zur Hochzeit identitärer Debatten in den 1970er Jahren (Feminismus, Black-Movement, Homosexualität) argumentierte der französische Soziologe Michel Foucault, dass die Vervielfältigung von Identität nicht das Problem gesellschaftlicher Normierung löst (Dean 2003: 239). Im Gegenteil würden klare identitäre Selbstzuschreibungen von reaktionären Kräften zur Stigmatisierung genutzt (vgl. die Eskalation des AIDS-Diskurses gegen Homosexuelle, ebd.).

Diese Problematik griff der queere Künstler Felix Gonzalez-Torres (1957-1996) auf. Seine Arbeiten beschäftigen sich u.a. mit der Frage queerer Selbstverortung. In einer Gesellschaft,

die den Ausdruck von Identität zu einem wichtigen Bestandteil von Kunst macht, zielt er auf eine „disidentification“ mit möglichen Rollen- und Repräsentationserwartungen (Muñoz 1999: 165) – die Installationen tragen keine offensichtlichen Verweise auf die Identität des Autors. Gonzalez-Torres nimmt eine kritische Position zu einem multikulturalistischen Pluralismus ein, der jeder „Kultur“ einen spezifischen und limitierten Ort der Repräsentation zuweist und damit die Exotisierung marginalisierter Identitäten unter dem Deckmantel der Toleranz fortsetzt (ebd.: 166). Stattdessen entscheidet der Künstler, sich dem Performieren von Identität zu entziehen und zu einer Praxis der Konnotation überzugehen. Damit versucht er, sich der Statik zugewiesener Rollen zu entziehen und der Komplexität des Themas gerecht zu werden: „The roles that are available within dominant culture for Latino/a and other minority identities are narrow, static, and fixed. These identity constructs are more often than not exotic rituals and performances commissioned by mainstream culture. These accounts of mainstream identity are, in most instances, unable to account for the specificity of black and queer lives or any other collision of two or more minority designations“ (ebd.).

Statt um eine unkritische Erfüllung der Erwartungen des hegemonialen Blicks geht es Gonzalez-Torres um die Disidentität und Verwirrung, das Aufwerfen von Fragen bei den Betrachtenden und damit deren Einbeziehung in das Kunstwerk (ebd.). Konsequenz einer solchen Herangehensweise, die hier exemplarisch herangezogen wird, ist die Fragmentierung der Darstellung. Mit der Verweigerung identitärer Nötigung entsteht ein Raum, der aus möglichen Antworten besteht. Dieses Verfahren führt, mit Lacan gesprochen, zu einem Zerschneiden des Spiegels. An die Stelle der harmonischen, umfassenden Komposition tritt die Kakophonie, in der das Subjekt sich neu zu erkennen vermag: Identität wird zu einer Variable, so wie Klang, Rhythmus und Stimmung Aspekte eines Ge-

dichtes bilden. In dieser Produktivität erfährt und reflektiert sich das Subjekt selbst. Diese Selbsterkenntnis ahnt das Ende der Entfremdung (ohne es einzulösen). Damit ist der hier vorgestellte Begriff der „Reflektion“ produktiv – ein Teil des Erkenntnisprozesses.

(b) wissenschaftliche Poetologie

Eine zentrale Herausforderung für einen queer-antiessentialistischen Ansatz ist eine passende Methodologie. Mit Kristeva wurde eine solche Methodologie angedacht. Allerdings fußt ihre Perspektive auf der Annahme eines Davor und Danach. Es ist Lacans Verdienst, darauf hingewiesen zu haben, dass die gesellschaftliche Prägung jede innere Regung vermittelt, also ein Rückgriff auf das Ursprüngliche, die Chora, nicht möglich ist. Das Unbewusste ist strukturiert wie eine Sprache. Eine doppelte Analogie, da Sprache das Wie der Strukturierung bereits in sich trägt, indem sie ein Zeichen für etwas Anderes einsetzt. Subjekt und Objekt der Betrachtung sind demnach nicht bloß Betrachtendes und Betrachtetes zugleich, sondern das Instrument der Untersuchung spiegelt die Struktur des Untersuchten. Darin liegt beides, die Gefahr des Rekursiven, der Selbstbetrachtung im nicht-reflexiven Sinn, und die Möglichkeit der Erkenntnis durch Simulation und Annäherung.

Eine Methodologie der Sprache bedeutet, letztere an ihre eigenen Grenzen, an die Grenzen der eigenen Konstruktion zu führen. Von dort aus entlarvt sie sich, reflektiert ihr eigenes Reglement (dem sie dennoch weiterhin folgt). Eine wissenschaftliche Arbeit müsste sich von ihrem instrumentellen Verhältnis zur Sprache lösen. Ist dieses Verhältnis gelockert, dann kann die Wissenschaft sich der Vielschichtigkeit zuwenden, die sich in der Perspektivenvielfalt eröffnet. Ein solches Verfahren führt nicht zu einer reineren Erkenntnis des Unbewussten – Erkenntnis ist immer gesellschaftlich vermittelt –, sondern zu einer wissenschaftlichen Arbeit an den Grenzen der Wissenschaft.

So ein Konzept ist poetisch, da das Instrument (Sprache) selbst produktiv wird und dadurch eine mögliche Metawissenschaft konstituiert: Sprache geht nicht spurlos an den Sprechenden vorbei, sie verändert die Sprechenden im Formulierungsprozess. Damit ist die Sprache nicht bloß das Instrument der Forschenden, sondern auch eine ihrer Produktionsstätten.

In diesem Sinn könnte eine „wissenschaftliche Poetologie“ verfahren, die dabei das Bourdieusche Diktum einer reflexiven Wissenschaft mit einer sprachkritischen Wissenschaftspraxis verbindet. Die Vorstellung eines kontrollierten Laborversuchs muss damit verabschiedet werden – die/der Forschende ist selbst eine Labormaus im Versuchsaufbau.

Literaturverzeichnis

Benjamin, Walter (1983): Das Passagen-Werk. Herausgegeben von Rolf Tiedemann. Frankfurt am Main: Suhrkamp.

Bourdieu, Pierre (1992): Homo academicus. Frankfurt am Main: Suhrkamp

Butler, Judith (1990): Gender Trouble. Feminism and the Subversion of Identity. London: Routledge.

Czollek, Leah Carola/Gudrun Perko (Hrsg.) (2004): Lust am Denken. Queeres jenseits kultureller Verortungen. Köln: PapyRossaVerlag.

de Lauretis, Teresa (1991): Queer Theory: Lesbian and Gay Sexualities. In: *differences: A Journal of Feminist Cultural Studies*, Nr. 3/1991. S. iii-xviii.

Dean, Tim (2003): Lacan and Queer Theory. In: Rabaté, Jean-Michel (Hrsg.): *The Cambridge Companion to Lacan*. Cambridge: Cambridge University Press, S. 238-252.

Freud, Sigmund (2007): Das Unbehagen in der Kultur. Und andere kulturtheoretische Schriften. Frankfurt am Main: S. Fischer Verlag, 10. Auflage.

Kristeva, Julia (1974): Revolution in Poetic Language. In: Moi, Tori (Hrsg.), *The Kristeva Reader*. Oxford: Blackwell Publishers, 9. Auflage, S. 90-136.

Kristeva, Julia (1984): Women's Time. In: Moi, Tori (Hrsg.), *The Kristeva Reader*. Oxford: Blackwell Publishers, 9. Auflage, S. 188-213.

Moi, Tori (Hrsg.) (2002): *The Kristeva Reader*. Oxford: Blackwell Publishers, 9. Auflage.

Lacan, Jacques (1975): *Schriften 1*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.

Lacan, Jacques (1981): *Speech and Language in Psychoanalysis*. Baltimore: The Johns Hopkins University Press.

Muñoz, José Esteban (1999): *Disidentification – Queers of Color and the Performance of Politics*. Minneapolis/London: University of Minnesota Press.

Perko, Gudrun (2005): *Queer-Theorien. Ethische, politische und logische Dimensionen plural-queeren Denkens*. Köln: PapyRossaVerlag.

Sellers, Susan (1991): *Language and Sexual Difference: Feminist Writing in France. – (Women in Society)*. Hong Kong: Macmillan Education.

Sontag, Susan (1966): *Against Interpretation*. In: *Dies.: Against Interpretation and Other Essays*. New York: Dell Publishing, S. 13-23.

Wright, Elizabeth (Hrsg.) (1992): *Feminism and Psychoanalysis. A Critical Dictionary*. Oxford: Blackwell Publishers.

Zum Autor:

Max Czollek, 23, studiert im 8. FS Politikwissenschaften (Diplom) an der Freien Universität Berlin. Zu seinen Interessensgebieten gehören: Sprachwissenschaften, Queere Theorie, Friedens- und Konfliktforschung.

Der Artikel ist eine Zusammenfassung der Forschungsergebnisse einer Arbeit, die durch das Seminar „Black Skin, White Masks“ unter Leitung von Frau Dr. Grada Kilomba angeregt wurde, welches im Sommersemester 2009 an der FU Berlin am Institut für Politikwissenschaften (OSI) stattfand. Der Versuch einer Umsetzung der beschriebenen Erkenntnisse entfällt in diesem Artikel, kann auf Nachfrage interessierten Lesenden aber gerne zugesandt werden.

2010 - 214 S. - € 24,90

Hans-Günter Thien

Die verlorene Klasse
verlorene

ArbeiterInnen in Deutschland

WESTFÄLISCHES DAMPFBOOT

Hans-Günter Thien (Hrsg.)

**KLASSEN
IM
POSTFORDISMUS**

2010 - 381 S. - € 29,90

WESTFÄLISCHES DAMPFBOOT

Dirk Martin

**Überkomplexe
Gesellschaft**Eine Kritik
der soziologischen
System- und
Gesellschaftstheorie
Niklas Luhmanns

WESTFÄLISCHES DAMPFBOOT



2009 - 236 S. - € 29,90

PROKLA 160

40. Jahrgang - Nr. 3 - September 2010 - H20729

Zeitschrift für kritische Sozialwissenschaft

Kulturkämpfe**PROKLA-Redaktion**
Editorial**David Saloman**
Elemente neuer Bürgerlichkeit**Jasmin Siri**
Die Halbierung der Bürgerlichkeit**S. Draheim, A. Krause, T. Reitz**
Von Chancen und Statuskämpfen**Magdalena Freudenschuß**
Freikäre (Kultur)Kämpfe?**Beat Weber**
Finanzbildungsbürgertum und die
Finanzialisierung des Alltags**Martin Seeliger, Katharina Knüttel**
„Ihr habt alle reiche Eltern, also sagt nicht,
„Deutschland hat kein Ghetto!“**Matthias Schnath**
Hartz IV - Armut anerkannt, gefördert und gefordert**Paul Burkett, John Bellamy Foster:**
Stoffwechsel, Energie und Entropie in Marx'
Kritik der politischen Ökonomie (Teil 2)**Sonja Mangold**
Arbeitsrecht unter Druck**Jan Schlemmermeyer**
Kritik der Politik als Politikwissenschaft?

WESTFÄLISCHES DAMPFBOOT

2010 - 173 S. - € 14,00



Die Kritik der ‚Anormalen‘.

Eine Standortbestimmung

von Benjamin Lipp

1. Anormale¹ KritikerInnen – eine diskurstheoretische Baustelle

Wenn Opfer des Contergan-Skandals aus den frühen 1960er Jahren ihre biographischen Erfahrungen erzählen, sind dies Geschichten der Desintegration, des Leidens und der Wut. Diese Frauen und Männer zeigen schon in ihren Biographien an, wo sie in der Gesellschaft stehen: im Außen, im Abseits, als ‚Kurzarmer‘, als ‚einbisschen-Armer‘.

Solche lebhaften AußenseiterInnen-Biographien von contergangeschädigten Menschen provozieren eine Diskursforschung, welche das Soziale als Diskurs beschreibt. Denn versucht man, jene Selbstbeschreibungen an den (wissenschaftlichen) Diskurs über Contergan anzuschließen, scheint man nur auf „Brechungen, Verschiebungen und Verwerfungen“ (Freitag 2007: 266) zu stoßen und schließlich eine Form der Kritik ans Tageslicht zu fördern, die außerhalb jedes Diskurses, außerhalb jeder Sozialität steht.

Die Baustelle diskurstheoretischer Arbeit umfasst also zunächst das Problem, wo man eine solche Form der Kritik der ‚Anormalen‘ mit den Mitteln des Diskurses aufspüren und sie – entgegen der ersten Vermutung – nicht als in einem ‚biographischen Eigensinn‘ (ebd.) verwurzelt, sondern selbst als ein soziales Phänomen beschreiben kann.

Konkret sollen im Folgenden die Ausführungen Walburga Freitags (vgl. Freitag 2005, 2007) (2.) aus diskurstheoretischer Sicht kritisiert werden (3.), um diese Kritik schließlich nach fruchtbaren Implikationen für eine Anwendung der Diskurstheorie in den Disability Studies zu befragen (4.).

2. Biographisch ‚wahres‘ Wissen als Resource für Kritik

In ihrer komparativen Studie „Contergan. Eine genealogische Studie des Zusammenhangs wissenschaftlicher Diskurse und biographischer Erfahrungen“ (Freitag 2005) bearbeitet Walburga Freitag das Phänomen der „Contergan-Kinder“ aus zwei Perspektiven:

Zum einen zeigt sie in der ersten Studie anhand des wissenschaftlichen Diskurses um die so genannten „Contergan-Kinder“ Normalisierungspraktiken auf, die sich auf medizinisch, heil- und schulpädagogisch, psychologisch und soziologisch formiertes Wissen stützen. Methodologisch orientiert

sie sich weitgehend an Foucaults Diskurstheorie mit besonderem Blick auf Biomacht, d. h. die Regierung von Körpern im Sinne der Wohlfahrt von Bevölkerung. Diskursanalytisch werden hier der Körper als Knotenpunkt von Macht und Wissen sichtbar und Subjekte als diskursivierte Wissen(schaft)subjekte (ebd.: 17-26). Bei der Produktion von Dispositiven spielen Disziplinen eine entscheidende Rolle, die sich in ihrem Wissensbereich Deutungshoheit gesichert haben und so die Herstellung von Wahrheiten kontrollieren und den Diskurs gewissermaßen kanalisieren, z. B. durch die Empfehlung der Frühprothetisierung von contergan-geschädigten Körpern. Umgekehrt ermöglicht es „das Dispositiv der Frühprothetisierung [...] der orthopädischen Disziplin, die Entwicklung von Kinderprothesen zu forcieren und ihre Expertise auf diesem Gebiet zu entwickeln“ (Freitag 2007: 259).

Zum anderen kontrastiert sie in der zweiten Studie die Prozesse innerhalb des wissenschaftlichen Diskurses mit biographischen Erzählungen von insgesamt sieben contergangeschädigten Frauen und Männern. Als Methode wurden narrative Interviews ohne Leitfaden gewählt. Biographien versteht Freitag als Institutionen, an deren Bildung wiederum Institutionen wie zum Beispiel die Schule, das Unternehmen und auch (diskurstheoretisch gewendet) wissenschaftliche Disziplinen beteiligt sind (Freitag 2005: 167). Im Anschluss daran konstatiert Freitag, dass jene Biographien nicht nur normieren, sondern die TrägerInnen „untypischer“ Biographien auch ausgrenzen (ebd.: 163-170).

In einem abschließenden Vergleich elaboriert Freitag einen Zusammenhang zwischen wissenschaftlichem Diskurs und biographischen Erfahrungen, indem sie die beiden Studien vergleicht und vor allem die erste anhand der zweiten testet, d. h. danach fragt, welche und ob überhaupt der wissenschaftliche Diskurs Bedeutung für die biographischen Erzählungen der Betroffenen hat bzw. hatte. Dies gestaltet sich als eine Suche nach der Präsenz jener im

wissenschaftlichen Diskurs produzierten Dispositive der Frühredression (Anpassung von Körpern an das Tragen von Prothesen) und Frühprothetisierung (Ausstattung von Kindern mit Prothesen der oberen und unteren Extremitäten) auf der einen Seite und der Verwendung von wissenschaftlichen Nomenklaturen auf der anderen Seite (zu Bezeichnungspraktiken im Contergan-Diskurs vgl. Freitag 2007: 253-255).

Aufgrund der Ablehnung des Behandlungsdispositivs der Frühredression und Frühprothetisierung sowie der weitgehenden Absenz wissenschaftlicher Bezeichnungspraktiken in den bio-graphischen Erzählungen der Betroffenen kommt Freitag schlussendlich zu dem Fazit, „dass biographisch entwickeltes ‚wahres‘ Wissen die Ablehnung und Anerkennung wissenschaftlich ‚wahren‘ Wissens steuert“ (Freitag 2005: 422). Die Kontrolle von Diskursen – so ein möglicher Schluss aus dieser Analyse – rührt also nicht (nur) von Wahrheitskämpfen innerhalb des Diskurses her, sondern (auch) von der Kritik durch die AkteurInnen außerhalb, die von den Aussagen, Praktiken und Dispositiven, die innerhalb des Diskurses produziert werden, betroffen sind. „Brechungen, Verschiebungen und Verwerfungen von wissenschaftlich ‚wahren‘ Wissen und Dispositiven der Normalisierung sind somit in den biographischen Erfahrungen der Subjekte zu suchen. Es zeigt sich ein starker biographischer Eigensinn“ (Freitag 2007: 266).

3. Kritik als gesellschaftliche Praxis. Eine Entgegnung

Die Einführung eines solchen ‚Eigensinns‘ hat vor allem zwei Konsequenzen: Einerseits legt er nahe, dass biographische Erzählungen als individuelle, extra-diskursive Ereignisse stattfinden, andererseits wird hierüber eine Form der Kritik konzipiert, die jenes biographisch ‚wahre‘ Wissen als Ressource nutzt und sich somit ebenfalls außerhalb des Diskurses befindet. Dem soll hier – insbesondere in Berufung auf die Arbeiten von Michel Foucault – entgegnet werden, dass

auch Kritik ein diskursives Ereignis ist und als gesellschaftliche Praxis beschrieben werden kann, weil eine Kritik der ‚Anormalen‘ immer auch das gesellschaftlich ‚Normale‘ sichtbar macht (3.1), weil Subjekte (KritikerInnen) nur in Gesellschaft entstehen können (3.2), weil auch (biographische) Selbstbeschreibungen gesellschaftliche Phänomene sind (3.3) und weil Kritik immer gesellschaftliche AdressatInnen benötigt (3.3).

3.1 Normalismus als Regierungsphänomen denken

In „Wahnsinn und Gesellschaft“ rekonstruiert Foucault (2007a) die Geschichte des Wahnsinns und stößt schließlich darauf, dass die Unterscheidung zwischen Wahnsinn und Vernunft ein Produkt moderner Gesellschaften ist und eine Historiographie des Wahnsinns deshalb berücksichtigen muss, dass „Wahnsinn und Nichtwahnsinn, Vernunft und Nichtvernunft konfus miteinander verwickelt (sind), untrennbar von dem Moment, dass sie noch nicht existieren, und füreinander und in Beziehung zueinander in dem Austausch existierend, der sie trennt“ (ebd.: 8). Es muss also zunächst „unser Denken der Vernunft [...] problematisiert“ (Gebhard/Meißner/Schröter 2006: 275) und dessen Kontingenz mitgedacht werden. Denkt man also das ‚Normale‘, muss man stets das ‚Anormale‘ mitreflektieren und umgekehrt. Das Eine existiert nicht ohne das Andere, und jede zwischen den beiden Bereichen hergestellte Verbindung verweist auf eine (moderne) Gesellschaftsordnung, die dieses Verhältnis bedingt.

Mit der Einführung der Macht als theoretischem Grundbegriff und der daran anschließenden Geschichte der Macht (vgl. Foucault 2006) nähert sich Foucault diesem Verhältnis von Gesellschaftsordnung und ‚Normalität‘ (bzw. ‚Anormalität‘) über das Problem der Regierung: Ende des 18. Jahrhunderts taucht eine neue Machtform neben der Disziplinar- und Souveränitätsmacht auf, welche vor allem einerseits die biologischen Prozesse innerhalb des Körpers sowie die Ge-

samtheit der Körper einer Bevölkerung in den Blick nimmt. Körper und Bevölkerung werden so zum Objekt von Kontrolle und Regulierung durch Biomacht. Diese neue Form ersetzt die Bestrafung von Angriffen gegen den Souverän (Souveränitätsmacht) und die Vorbeugung des Verbrechens durch Disziplinierung (Disziplinar-macht) durch die Frage, „wie man im Grunde einen Typ von Kriminalität, etwa den Diebstahl, innerhalb solcher Grenzen hält, die sozial und ökonomisch hinnehmbar sind und um einen Mittelwert kreisen, den man als, sagen wir, optimal für ein gegebenes soziales Funktionieren ansehen wird“ (ebd.: 17). Es wird demnach der binäre Code des Verbotenen und Erlaubten in einen Bereich des Akzeptablen, des ‚Normalen‘ und einen Bereich des Inakzeptablen transformiert, der normiert, bearbeitet und verbessert werden muss. Dieses so genannte „Sicherheitsdispositiv“ (ebd.: 19) umfasst eine Reihe neuer Praktiken und Technologien, die – zusammengefasst – die statistische Kalkulation von (Erfolgs-)Wahrscheinlichkeiten und Normal(mittel)werten ermöglichen (ebd.).

Im Fall der Contergan-Betroffenen können hier die Dispositive der Frühprothesierung und des Sonderschulbesuchs herangezogen werden. Auch in der neueren Normalismus-Forschung wird „Normalität nicht als ahistorische, jederzeit parate, anthropologisch konstante Kategorie [...], sondern als historisch spezifische, von der westlichen Moderne nicht ablösbare Emergenz seit dem 18. Jahrhundert“ (Link 2009: 39) aufgefasst. Eine theoretische wie empirische Auseinandersetzung mit ‚anormalen‘ KritikerInnen darf demnach weder die Herstellung von ‚Normalität‘, noch deren gesellschaftliche Bedingungen aus den Augen verlieren. Ihre ‚Anormalität‘ gewinnen ‚anomale‘ KritikerInnen nur aus den gesellschaftlichen Strukturen, in denen sie sich selbst vorfinden. Sie sind in diesem Sinn nicht ihre eigenen HerstellerInnen.

3.2 Subjektivierung durch Entscheidung – die Entstehung von Subjekten

Ein weiterer Aspekt des Zusammenhangs zwischen Gesellschaftsstruktur und Normalisierung wird bei der Frage sichtbar, wie (moderne) Gesellschaften Subjekte herstellen.

1973 veröffentlicht die Fachzeitschrift *Science* David Rosenhans Artikel „On Being Sane in Insane Places“, in dem der Autor seine und die verdeckten Beobachtungen seiner ProbandInnen in amerikanischen Psychiatrie-Anstalten beschreibt. Insgesamt acht PseudopatientInnen ließen sich in solche Institute einliefern, indem sie vorgaben, unbekannte Stimmen zu vernehmen. Abgesehen von den politischen Intentionen der Anti-Psychiatriebewegung hatte die Untersuchung das Forschungsziel, herauszufinden, ob „the salient characteristics that lead to diagnoses reside in the patients themselves or in the environments and contexts in which observers find them“ (Rosenhan 1973: 251). Wenn Rosenhan schließlich zusammenfassend konstatiert, dass „the hospital itself imposes a special environment in which the meanings of behavior can easily be misunderstood“ (ebd.: 257), dann kann man diese Konzeption der Kategorien ‚Normalität‘ und ‚Anormalität‘ durchaus mit Foucault als historisch kontingente, diskursiv produzierte Wahrheiten beschreiben, welche jeweils abhängig sind von konkreten (organisationalen) Praktiken in der Umwelt der PatientInnen (vgl. Foucault 2007a, 2008a: 300-343). Die Frage, ob diese Kategorien die ‚Realität‘ der PatientInnen missverstehen und deshalb kritisiert werden müssen, soll hier nicht thematisiert werden. Vielmehr soll herausgearbeitet werden, was organisationale Entscheidungen (hier in Gestalt von psychiatrischen Diagnosen) für die Herstellung von Subjekten bedeuten.

Wenn Rosenhan im Kontext des Psychiatriealltags von „depersonalization“ (Rosenhan 1973: 256f.) spricht, die sich vor allem in einer inhumanen Behandlung durch Nichtbeachtung, Überwachung, Freiheitseinschränkung der PatientInnen äußert, handelt es sich immer noch (oder gerade) um eine Form der Subjektivierung, im hiesigen Fall um die Herstellung von PatientInnen als ‚Mitglieder‘ der Organisation Psychiatrie. Schon in „Überwachen und Strafen“ untersucht Foucault die Herstellung von „Disziplinarindividuen“ (Foucault 1976: 291) durch „Disziplin als panoptische(m) Betrieb, als Funktionszusammenhang, der die Ausübung der Macht verbessern, d. h. beschleunigen, erleichtern, effektiver machen soll [...]“ (ebd.: 269). Kurz: Foucault interessierte hier unter anderem die Herstellung von Subjekten in der konkreten (organisationalen) Praxis panoptischer Gefängnisse und beschrieb diese als eine diskursive, d. h. soziale Praxis, die in einer „Disziplinargesellschaft“ (ebd.: 279) stattfindet. Der Hinweis Rosenhans auf eine offensichtliche „Entpersonalisierung“ stellt sich erst in einem normativen Vergleich mit dem ‚normalen‘ Verständnis des Individuums ein, welches in modernen, westlichen Gesellschaften verschiedene Grundrechte genießt, die in Psychiatrien verletzt werden.

Auch Freitag beschreibt die Präsenz von Organisationen in den Biographien der Betroffenen. So tauchen immer wieder lange Krankenhausaufenthalte und damit verbundene Erlebnisse (zum Beispiel der fehlende Kontakt zu Gleichaltrigen) in den Erzählungen auf, sowie Diskriminierung im Bereich der Berufsausbildung (Ausgrenzung aus dem Arbeitsmarkt, falsche Berufswahl aufgrund des Fehlens eines institutionellen Orientierungsangebots) (Freitag 2005: 415-419). Allerdings wird solchen Ereignissen nur ein deformierender und destruktiver Charakter zugeschrieben und demgegenüber die produktive (nicht unbedingt auch normativ positive) Leistung der Subjektivierung als „Contergan-Kinder“ durch (organisationale) Entscheidungen unterschätzt.

3.3 „Sag mir wer du bist!“ – Zur Praxis der (biographischen) Selbstbeschreibung

Neben solchen organisationalen Formen der Subjektivierung durch Entscheidungen gibt es auch – um sich für einen Moment der Habermasschen Unterscheidung zu bedienen – so etwas wie ‚lebensweltliche‘ Subjektivierung. Versteht man Diskurse nicht nur als „große[n] Diskurs[...]“ (Freitag 2007: 250), sondern „den Diskurs selbst als Praxis“ (Foucault 2007b: 70), der auch den Alltag umfasst, stellt man fest, dass auch so unscheinbare Fragen wie die nach der Biographie von Contergan-Betroffenen, Praktiken auf der Ebene des Diskurses darstellen. Dies soll keine methodische Kritik narrativer Interviews sein, wohl aber an der Interpretation solcher Selbstbeschreibungen als Indikatoren für einen extradiskursiven „biographischen Eigensinn“ (Freitag 2005: 266).

Um diese Kritik zu illustrieren ist ein Blick in den zweiten Band von „Sexualität und Wahrheit“ (Foucault 2008b) hilfreich. Foucault beschreibt hier eine Explosion des Diskurses um den Sex anhand verschiedener, sehr konkreter Praktiken, die es erlaubten den Sex zu kontrollieren.

Zu nennen wären hier die Praktik der Beichte, in der das Fleisch als moralische Sünde thematisiert wird, sowie später die (architektonischen) Einrichtungen in Bildungsanstalten zur Unterdrückung des Sexes der Kinder. Solche Alltagspraxen sind Bestandteile des Diskurses (auch wenn Foucault sie als nichtdiskursive Praxen bezeichnete) und Momente seiner Reproduktion. Denn natürlich „[...] sprechen [Diskurse] nicht für sich selbst, sondern werden erst durch Akteure ‚lebendig‘“ (Keller 2006: 135).

„Diskurskonstituierend sind nicht nur sprachliche (kommunikative) Handlungen wie etwa ein Vortrag oder das Verfassen/Veröffentlichen eines Textes, sondern auch diese begleitende (instrumentelle) Handlungsformen: etwa in der Medizin das Ausführen spezifischer Schnitte im Operationsaal oder die gesamte Dramaturgie ärztlicher Untersuchungen“ (ebd.: 132).

So, wie das sexuelle Geständnis auf dem Beichtstuhl, sind auch die Selbstbeschreibungen contergangeschädigter Männer und Frauen ‚diskurskonstituierend‘, d. h. an der Reproduktion von Diskursen beteiligt. Es mag nicht (ausschließlich) der wissenschaftliche Diskurs sein, der an solchen biographischen Erzählungen beteiligt ist, sondern auch die performativ hervorgebrachten Leidensgeschichten und Enttäuschungen der Betroffenen. Sie setzen damit wiederum den Diskurs fort, treiben ihn weiter, erfüllen ihn mit Leben. Eine Diskursanalyse muss nun nicht danach fragen, ob es sich überhaupt um diskursives Material handelt, sondern warum und unter welchen (gesellschaftlichen) Bedingungen die/der ‚Anormale‘, Wahnsinnige, Kriminelle „derjenige [ist], dessen Diskurs nicht ebenso zirkulieren kann wie der der andern“ (Foucault 2010: 12).

3.4 „Was ist Kritik?“ – und wo steht die/der KritikerIn?

Nun mögen sich KritikerInnen fragen: Wenn selbst der Alltag diskursiv durchwachsen ist und Subjekte (als Ort für aufklärerische Kritik) ebenfalls Produkte diskursiver Subjektivierung sind, wo liegt dann der Raum für (‚anormale‘) Kritik? Ich möchte den Fokus von dieser (durchaus berechtigten) Frage im Folgenden verlagern auf die Frage, was es für den Begriff und die Praxis der (Gesellschafts-)Kritik bedeutet, wenn man sie an ein historisch kontingentes Weltbild anschließt. Denn entgegen ersten Vermutungen eröffnet eine (wissenschaftliche) Perspektive auf Diskurse und deren Kontingenz gerade eine Chance für aufklärerische Kritik, weil sie die historische Relativität von Normativität und Normalität sowie deren Abhängigkeit von Gesellschaft in den Mittelpunkt stellt. Gerade der Gestus des ‚Sich-In-Distanz-Setzen(s) zu den Prinzipien der Vernunft kommt keiner Ablehnung derselben gleich, sondern stellt für Foucault vielmehr die Bedingung der Möglichkeit dar, die historische Kontingenz des Denkens aufzuzeigen“ (Gebhard/Meißner/Schröter 2006: 275). Mithilfe der Diskurstheorie ließe sich demnach eine emanzipatorische Perspektive begründen, welche „sich mit der Formel ‚Überschreitung durch Distanzierung‘ fassen lässt“ (ebd.) und dadurch Räume gesellschaftlicher Gestaltungskraft theoretisch eröffnen kann. Dies ist jedoch eine eigene (eher peripher wissenschaftliche) Fragestellung, die hier nicht näher bearbeitet werden kann. Vielmehr soll gezeigt werden, was die prinzipielle Kontingenz der Möglichkeiten für den Begriff der Kritik bedeutet.

Zu seiner Methode befragt, antwortet Foucault in einem Interview mit Paolo Caruso: „Was [...] auffiel, waren die formalen Bedingungen, die dazu führen, daß so etwas wie die Bedeutung vorkommt. Anders gesagt, wir haben die Husserlsche Idee überprüft, derzufolge wir überall schon von Sinn umgeben und erfaßt sind, bevor wir beginnen, die Augen zu öffnen und das Wort zu ergreifen. Für die Angehörigen meiner Generation erscheint der Sinn nicht von selbst, er ist nicht ‚immer schon da‘, oder vielmehr, er ist schon da, aber nur wenn gewisse formale Bedingungen gegeben sind. Und von 1955 an haben wir uns hauptsächlich der Analyse der formalen Bedingungen des Erscheinens von Sinn gewidmet“ (Foucault 2000: 8).

So taucht auch der Begriff „Kritik“ in der historisch-philosophischen Perspektive Foucaults nicht als ein individuell isoliertes Phänomen auf, sondern wie eine historische Figur der „Kunst nicht dermaßen regiert zu werden“ (Foucault 1992: 12), wobei hier zunächst nicht der Inhalt bzw. die Sinnhaftigkeit von Kritik interessiert, sondern die formalen Bedingungen, unter denen Kritik erst möglich ist.

Zunächst versteht Foucault die Kritik als etwas Relatives, „schließlich existiert Kritik nur im Verhältnis zu etwas anderem, als sie selbst“ (ebd.: 8). Er untersucht Kritik als eine funktionale Einheit, als „Haltung der Kritik“ (ebd.), „als Gegenstück zu den Regierungskünsten, gleichzeitig ihre Partnerin und ihre Widersacherin, als Weise ihnen zu misstrauen, sie abzulehnen, sie zu begrenzen und sie auf ihr Maß zurückzuführen, sie zu transformieren, ihnen zu entziehen oder sie immerhin zu verschieben zu suchen [...]“ (ebd.: 12). Der Kritik steht also die Regierung als ein funktionaler Gegensatz gegenüber. Als erste Regierungsform nennt Foucault die christliche Pastoral als eine religiöse Praktik, die es zum Ziel hatte, über den

Rekurs auf biblische Wahrheiten das Leben der Gläubigen zu lenken. Kritik findet ihren Anfang also in einer biblischen Kritik, einer Kritik an der Bibel und der Pastoral. Weiter führt Foucault juristische Kritik an, welche nach den rechtlichen Grenzen der Regierung fragt (ebd.: 13f.). Für das Thema dieses Beitrags erscheint aber vor allem der dritte Anhaltspunkt interessant: Danach problematisiert Kritik die Aussagen einer Autorität, die diese qua ihrer Position für wahr befinden kann. Kritik problematisiert hier also Wahrheitsmonopole (ebd.: 14).

All diesen Dimensionen ist die Relativität von Kritik gemein. Relativ im Hinblick auf die Bibel, Naturgesetze oder aber die Wahrheit. Damit ist sie quasi Teil der Diskurse um die Bibel, Naturgesetze und die Wahrheit, sozusagen gleichzeitig dessen „Partnerin“ und „Widersacherin“ (ebd.: 12).

Dies ist zunächst nicht als Kritik an normativer Kritik zu verstehen, sondern vielmehr als ein Hinweis darauf, dass Kritik immer ein Gegenstück benötigt, etwas zu Kritisierendes, eineN AdressatIn. Kritik ist demnach immer ein sozialer Akt, etwas, das nur in Gesellschaft funktionieren und entstehen kann (und dabei ist es zunächst egal, ob man Kritik anhand der Individuen, denen sie zugerechnet wird, oder ihrer diskursiven Bedingungen untersucht).

4. Die Verortung der ‚anormalen‘ KritikerInnen – ein praxistheoretischer Versuch

In diesem Beitrag wurde argumentiert, dass auch eine Kritik der ‚Anormalen‘ als soziales Phänomen betrachtet werden kann, nämlich auf der Ebene des Diskurses. ‚Anormalität‘ verweist in dieser Perspektive immer auch auf eine gesellschaftliche Erwartung des ‚Normalen‘ (3.1). Die/der KritikerIn selbst ist – wie die/der AutorIn – eine diskursinterne Einrichtung, welche nach Subjekten (3.2) und AdressatInnen (3.4) verlangt, die im Diskurs produziert werden. Weiter wurden – unter Berufung auf Michel Foucaults Sentenz, auch den „Diskurs selbst als Praxis“ (Foucault 2007b: 70) zu beschreiben – mehrere Hinweise darauf gegeben, dass Kritik sowohl als diskursive Praxis (im Bereich des Sprachlichen), als auch als nicht-diskursive Praxis (im Bereich des Materiellen) beschrieben werden kann. Sowohl biographische Selbstbeschreibungen als auch z. B. die Normalisierung von contergangeschädigten Körpern durch Frühprothetisierung sind diskursive Ereignisse (3.3) und müssen von DiskursanalytikerInnen erfasst werden.

Eine fruchtbare Anwendung der Diskurstheorie in den Disability Studies muss demnach die Kritik der ‚Anormalen‘ als diskursive Antwort auf eine normalistische Regierungspraxis beschreiben können. Hier interessiert vor allem, welche Formen von Macht/Wissen an der Konstruktion von ‚Normalität‘ beteiligt sind (z. B. die orthopädische Disziplin). Weiter sollte eine Diskursanalyse im Blick behalten, an welchen Orten in Gesellschaft Subjekte entstehen. Als ein möglicher Ort wurde die Organisation (Psychiatrie, Krankenhaus usw.) vorgeschlagen, der eine durch ExpertInnen kontrollierte Entscheidungspraxis zugrunde liegt. Direkt hieran anschließend werden über diese Perspektive (biographische) Selbstbeschreibungen als gesellschaftliche Praxis und Momente der alltäglichen Reproduktion von Diskursen be-

schreibbar. Schließlich wird Kritik als Nichtregierungspraxis sichtbar, die anhand konkreter Diskurspositionen – z. B. AutorIn und AdressatIn von Kritik – untersucht werden können.

Eine diskursanalytische Konzeption von Kritik trägt somit der „Kontingenz eines jeden Denkens und der entsprechenden Wahrheitsansprüche“ (Gebhard/Meißner/Schröter 2006: 273) Rechnung und macht die Kritik der ‚Anormalen‘ (wieder) zu einem soziologisch beschreibbaren Gegenstand, statt sie einfach den Gesetzen eines ominösen „biographischen Eigensinn[s]“ (Freitag, 2007: 266) zu überlassen.

Literaturverzeichnis

Foucault, Michel (1976): Überwachen und Strafen. Die Geburt des Gefängnisses. Frankfurt am Main: Suhrkamp.

Foucault, Michel (1992): Was ist Kritik? Berlin: Merve-Verlag.

Foucault, Michel (2000): Von der Subversion des Wissens. Mit einer Bibliographie der Schriften Foucaults. Frankfurt am Main: Fischer Taschenbuch, 5. Auflage.

Foucault, Michel (2006): Sicherheit, Territorium, Bevölkerung. Vorlesungen am Collège de France, 1977-1978. Frankfurt am Main: Suhrkamp.

Foucault, Michel (2007a): Wahnsinn und Gesellschaft. Eine Geschichte des Wahns im Zeitalter der Vernunft. Frankfurt am Main: Suhrkamp.

Foucault, Michel (2007b): Archäologie des Wissens. Frankfurt am Main: Suhrkamp.

Foucault, Michel (2008a): Die Anormalen. Vorlesungen am Collège de France (1974-1975). Frankfurt am Main: Suhrkamp.

Foucault, Michel (2008b): Der Wille zum Wissen. 3 Bände, Sexualität und Wahrheit 1. Frankfurt am Main: Suhrkamp.

Foucault, Michel (2009): Sicherheit, Territorium, Bevölkerung. Frankfurt am Main: Suhrkamp, 2. Auflage.

Foucault, Michel (2010): Die Ordnung des Diskurses. Frankfurt am Main: Fischer Taschenbuch, 11. Auflage.

Freitag, Walburga (2005): Contergan. Eine genealogische Studie des Zusammenhangs wissenschaftlicher Diskurse und biographischer Erfahrungen. Univ., Diss.--Bielefeld, 2003. Münster: Waxmann (Internationale Hochschulschriften, 444).

Freitag, Walburga (2007): Diskurs und Biographie. Konstruktion und Normalisierung conter-gangeschädigter Körper und

ihre Bedeutung für die Entwicklung biographisch ‚wahren‘ Wissens. In: Waldschmidt, Anne/Schneider, Werner (Hrsg.): Disability studies, Kultursoziologie und Soziologie der Behinderung. Erkundungen in einem neuen Forschungsfeld. Bielefeld: transcript (Disability studies, 1), S. 249–271.

Gebhard, Gunter/Meißner, Stefan/Schröter, Steffen (2006): Kritik der Gesellschaft? Anschlüsse bei Luhmann und Foucault. In: Zeitschrift für Soziologie, Jg. 35, H. 4, S. 269–285.

Keller, Reiner (2006): Wissenssoziologische Diskursanalyse. In: Ders. (Hrsg.): Handbuch sozialwissenschaftliche Diskursanalyse. Band 1: Theorien und Methoden. Wiesbaden: VS Verlag, 2. Auflage, S. 115–146.

Keller, Reiner (Hrsg.) (2006): Handbuch sozialwissenschaftliche Diskursanalyse. Band 1: Theorien und Methoden. Wiesbaden: VS Verlag, 2. Auflage.

Link, Jürgen (2009): Versuch über den Normalismus. Wie Normalität produziert wird. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht, 4. Auflage.

Rosenhan, David (1973): On Being Sane in Insane Places. In: Science, H. 179, S. 250–258.

Waldschmidt, Anne/Schneider, Werner (Hrsg.) (2007): Disability Studies, Kultursoziologie und Soziologie der Behinderung. Erkundungen in einem neuen Forschungsfeld. Bielefeld: transcript (Disability Studies, 1).

Zum Autor:

Benjamin Lipp, 23, studiert im 7. FS Soziologie (Diplom) an der Ludwig-Maximilians-Universität München. Seine Interessenschwerpunkte liegen in der Diskurs- und Systemtheorie (nach Foucault bzw. Luhmann), in der Soziologie der Gewalt, sozialer Abweichung und Ungleichheit sowie in der Umwelt- und Techniksoziologie.

Begeben Sie sich auf die wohlspannendste Reise der Welt.

Tauchen Sie ein in die Welt von

soziologie heute



**nur noch kurze Zeit das Jahres-Abo
zu Euro 40,- inkl. Versand (D)**

***soziologie heute* - barrierefrei!**

Damit auch Blinde oder stark Sehbeeinträchtigte *soziologie heute* lesen können, bieten wir für diesen Personenkreis die Textversion unseres Magazins im Word-Format an. Mit den am Markt erhältlichen Hard- bzw. Softwarelösungen kann *soziologie heute* somit leicht und schnell nachgelesen werden.

soziologie heute ist das erste und bislang einzige populärwissenschaftliche Magazin für Soziologie im deutschsprachigen Raum.

soziologie heute erscheint zweimonatlich, bringt Interviews mit ExpertInnen und Reportagen zu aktuellen gesellschaftspolitischen Themen.

soziologie heute informiert Sie über die Geschichte der Soziologie, präsentiert Aktuelles aus den Bereichen Markt- und Meinungsforschung, internationale Studien und zeigt gesellschaftliche Entwicklungen auf.

Mit *soziologie heute* sind Sie immer am neuesten Stand.

**Informieren Sie sich unter:
www.sociologie-heute.at**

Auf der Suche nach dem Lebenswerten Leben

Rezension zu **Die Macht der Geschlechternormen und die Grenzen des Menschlichen** von Judith Butler. Erschienen 2009 im Suhrkamp-Verlag, Frankfurt am Main, 414 Seiten, EUR 24,80

von Vera Deppe

Mit den Fragen von Norm und Abweichung beschäftigt sich auch der 2009 in deutschsprachiger Ausgabe erschienene Band *Die Macht der Geschlechternormen. Die Grenzen des Menschlichen* von Judith Butler.

Die Autorin stellt verschiedene neue, konzise argumentierte Essays aus ihrem Schaffensbereich zu Gender und Sexualität vor. Dabei entsteht eine inhaltlich ansprechende und anregende Textmischung, denn zum einen greift Butler Altbekanntes auf und präzisiert Positionen, zum anderen nimmt sie inhaltliche Kurskorrekturen vor. Butlers Auseinandersetzungen reichen von der Diskussion des Konzepts der „Norm“, über die Frage der Regulierungen von Gender durch das psychiatrische Manual DSM IV, bis zum Thema des Inzestverbots und der Frage, ob ein Ende der Geschlechterdifferenz zu erwarten sei. Da hier nicht die gesamte Themenbreite des

Essaybandes abgebildet werden kann, möchte ich stattdessen den in meinen Augen besonders interessanten Aspekt der Anerkennung des Menschlichen herausgreifen und seine Entwicklung nachzeichnen. Besonders bemerkenswert ist die Denkfigur des ‚Begehrens nach Anerkennung‘ insofern, dass Butler die Menschen als grundsätzlich von der (Nicht-)Anerkennung durch Andere abhängig und verletzbar denkt.

Dezentrierung von (Geschlechts-) Identitäten

„Was eine lebenswerte Welt ausmacht“ (Butler 2009a: 35) ist die Frage, die die Überlegungen der Autorin leitet. Ganz in der Tradition philosophischer Spekulation, der „Lehre vom richtigen Leben“ (Adorno 2003: 13), stellt Butler diese Frage als ethische Frage:

„Zu einem Thema für die Ethik wird diese Frage [...] wenn wir nicht nur die persönliche Frage stellen, was mein eigenes Leben erträglich macht, sondern aus einer Machtposition und vom Gesichtspunkt der Verteilungsgerechtigkeit aus fragen, was das Leben anderer erträglich macht oder machen sollte.“ (Butler 2009a: 35).

Butlers These ist, dass „eine normative Konzeption von Gender die Personalität auflösen [kann], indem sie die Fähigkeit untergräbt, sich in einem lebenswerten Leben zu behaupten“ (ebd.: 9). Sie führt aus, dass manche Individuen durch die hegemonialen Geschlechternormen nur eingeschränkt als Menschen anerkannt würden, mit der Folge eines nicht bewältigbaren Lebens. Anderen Personen wiederum bliebe die Anerkennung ihres Mensch-Seins gänzlich vorenthalten, mit der Folge eines nicht lebbareren Lebens. Auch die Anerkennung durch bestimmte Normen könne zu Bewältigungsschwierigkeiten des Lebens, zu Dezentrierungen von Identität führen: „Wenn aber die Schemata der Anerkennung, die uns verfügbar sind, genau die sind, welche die Person ‚zerstören‘, indem sie Anerkennung verleihen, oder die Person ‚auflösen‘, indem sie Anerkennung vorenthalten, dann wird die Anerkennung zu einem Ort der Macht, durch die das Menschliche verschiedenartig erzeugt wird.“ (Ebd.: 11)

Anders als im sozialpsychologischen Identitätsbegriff von Erik Erikson angelegt, bürdet Butler den einzelnen Individuen nicht die Norm der Erfüllung bestimmter Entwicklungsaufgaben auf, die eng an Anerkennung gebunden wären, sondern macht auf die Zerstörung oder Auflösung der Identität durch die Aner-

ennung oder Nicht-Anerkennung durch Normen auf der Ebene der Individuen aufmerksam. Hohe Suizidraten unter lesbischen und schwulen Teenagern sind eine traurige Bestätigung von Butlers Argument (vgl. www.coming-out-day.de; 15.06.2010). An der Grenze zwischen Anerkennung und Nicht-Anerkennung macht Butler jedoch gleichermaßen die Gefährdung der Einzelnen durch die Dezentrierung ihrer Geschlechtsidentität sowie das kritische Potential der Dezentrierung fest. Die Dezentrierungen durch Normen müssten nicht nur hilflos machen, sondern könnten auch Möglichkeiten der Kritik in Konflikten um Anerkennung eröffnen. Die Kategorie des Menschlichen, die den Begriff der Intelligibilität weitgehend ersetzt, zeichnet sich folgerichtig durch eine produktive Unabgeschlossenheit aus. Butler beruft sich auf das Menschliche (auch) im Kontext der Menschenrechtsdebatten und fordert die Anerkennung nicht-heterosexueller, nicht-zweigeschlechtlicher Lebensentwürfe und Geschlechtskörper im Sinne sexueller Menschenrechte:

„Ich spüre vielleicht, dass ich ohne eine gewisse Anerkennbarkeit nicht leben kann. Ich kann aber auch das Gefühl haben, dass die Bestimmungen, nach denen ich anerkannt werde, das Leben unerträglich machen. Das ist der Schnittpunkt, aus dem die Kritik hervorgeht, wobei Kritik als Hinterfragung der Bestimmungen verstanden wird, um so die Möglichkeit anderer Lebensweisen zu eröffnen; mit anderen Worten, nicht um die Differenz als solche zu feiern, sondern um für ein Leben, das sich den Modellen der Anpassung widersetzt, integrativere Bedingungen zu schaffen, die es schützen und erhalten.“ (Butler 2009a: 13)

Verletzbarkeit der (Geschlechts-)Körper

Anders als es ihr des Öfteren vorgeworfen wird, präsentiert Butler die Queer Theory nicht als post-feministisch, sondern verfolgt das Anliegen eines Schulterschlusses mit feministischer Politik. Schon das Motto der Einleitung („Gemeinsam handeln“) deutet darauf hin. Als Anknüpfungspunkte eines politischen Bündnisses werden an verschiedenen Stellen des Buches die Bedeutung (sexualisierter) körperlicher Gewalt und Bedrohung, und die Frage der körperlichen Selbstbestimmung für feministische und LesBiGayTransgender-Politik herausgearbeitet. Butler stellt sich damit deutlicher als in ihren anderen Veröffentlichungen in den Kontext der Zweiten Frauenbewegung.

Die Schemata der Anerkennung beziehen sich entsprechend nicht nur auf Sexualität und soziales Geschlecht, verstanden als veränderbare Identitäten oder soziale Verhältnisse, abgetrennt von einem natürlich gegebenen biologischen Körper gedacht. Es geht nicht nur um die Frage der Verteilungsgerechtigkeit in Bezug auf die Anerkennung von Lebensweisen. Gender schließt bei Butler auch die Geschlechtskörper mit ein (oder eben aus). Auch sie werden als Bestandteile sozialer Praxen beschrieben und sind nicht vom Begriff der Identitäten abzutrennen. Insofern ist Anerkennung bei Butler nicht nur als Begriff für die hegemoniale Wertigkeit von Lebensweisen, sondern auch von Körpern zu verstehen. Anerkennung, die „ehrwürdige Kategorie der Hegelschen Philosophie“ (Fraser/Honneth 2003: 7), öffnet Butler damit auch für Soziologien des (Geschlechts-)Körpers.

Bereits in Psyche der Macht. Das Subjekt der Unterwerfung interessierte sich Butler darüber hinaus für die körperliche Dimension sozialer Abhängigkeiten als eine grundsätzliche menschliche Erfahrung. Begehren wurde – eine überraschende inhaltliche Wende – von Butler als Anthropologie formuliert (vgl. Butler 2001: 27). In Die Macht der Geschlechternormen thematisiert Butler den Körper als verletzlich

noch vor Individuation und psychischer Prekarität, und deutet gleichzeitig eine am Körper orientierte Idee von Verteilungsgerechtigkeit an:

„Zum Verständnis der Unterdrückung von Menschenleben gehört es gerade zu begreifen, dass es

keine Möglichkeit gibt, diese Bedingung einer primären Verletzlichkeit wegzudiskutieren, dieses

Ausgeliefertsein an die Berührung durch den anderen, selbst oder gerade dann, wenn kein anderer da ist und unser Leben keine Unterstützung erfährt. Um Unterdrückung bekämpfen zu können, muss man verstehen, dass Menschenleben nicht gleichmäßig unterstützt und aufrechterhalten werden, dass die physische Verletzbarkeit auf dem Globus vollkommen unterschiedlich verteilt ist.“ (Butler 2009a: 45)

Denkanschlüsse

Dass Butlers Argumentation zum identitätslogischen Zwang von Geschlecht und Sexualität empirische Berechtigung und Aktualität zukommt, macht der Blick auf Asylrechtsverfahren wegen Verfolgung als Homosexuelle/r deutlich, in denen Betroffene, um Asyl zu erhalten, genötigt werden, sich als „echte“ Schwule oder Lesben mit kohärenter und kontinuierlicher sexueller Identität, als „irreversibel veranlagt“ auszuweisen (vgl. SZ online 15.06.2010).

Nichtsdestotrotz wird der Bezug auf die Kategorie des Menschlichen schwierig, wenn Butler sie vom Begriff der Menschenrechte ablöst und auf die einzelnen empirischen Individuen anwendet. Auf welcher Grundlage bewertet Butler das Leben von Menschen, die nicht den hegemonialen Normen von Geschlecht oder Sexualität entsprechen, als nicht lebenswert oder nicht bewältigbar? Wäre es sinnvoll, verschiedene Formen und Qualitäten von Diskriminierung zu differenzieren und gesellschaftliche Verhältnisse

und Kontexte zu bedenken? Ist es beispielsweise nicht theoretisch vorschnell, die politische Situation oder Lebensbedingungen von Menschen mit lesbischer, schwuler oder in anderer Form nicht heterosexueller Identität in den USA und Mitteleuropa (und der entsprechenden Staatsangehörigkeit) gleichzusetzen mit (sexual-)politischen Verhältnissen in osteuropäischen Staaten oder den Bedingungen des (Über-)Lebens etwa im Iran? Auch ein genauere empirischer Blick auf kulturell verschiedene Ordnungsmodelle von Geschlecht und Sexualität wäre notwendig.

Die inhaltlichen Impulse, die Butler in Bezug auf die Norm und die Anerkennung des menschlichen Lebens und Körpers gibt, wären weiterzudenken. Existenz und Möglichkeiten verschiedener gleichzeitiger Diskurse oder Logiken von (Nicht-)Anerkennung werden von Butler leider nur unbefriedigend beleuchtet. So läuft sie Gefahr, Pathologien zu setzen, indem sie in globaler Formulierung von der (Nicht-) Bewältigbarkeit von Leben und Ausschluss aus dem Menschlichen schreibt: Auf diese Problematik von intelligibel oder menschlich macht insbesondere Antke Engel aufmerksam, die kritisiert, dass Butler selbst soziale Ausschlüsse in ihrer Theorie wiederholen würde. Butler knüpfe „an Othering-Praktiken an, die darin bestehen, einzelnen und Gruppen den Subjektstatus abzuspochen, sie zu ‚Abjekten‘ zu erklären“ (Engel 2002: 24f.).

Die hegemonialen Normen von Geschlecht und Sexualität sind zwar in Diskursen zeitlich bewegt. Butler bedenkt aber nicht weiter, was im systemtheoretischen Vokabular als Polykontextualität von Gesellschaft, oder, mit Antke Engel, als flexible Normalisierung bei Michel Foucault (ebd.: 109) gefasst werden kann. Hier wäre inhaltlich anzusetzen, um der poststrukturalistischen Diagnose der Gesellschaft ohne Spitze und Zentrum gerecht zu werden und gleichzeitig das Wirken von Geschlecht oder Sexualität als gesellschaftliche Strukturkategorien zu denken.

Darüber hinaus ist Butlers Blick auch in ihrem neuen Buch weitgehend auf die Sphäre des Symbolischen beschränkt. Das Soziale (diesen Begriff benutzt sie spätestens seit *Psyche der Macht*) ist entsprechend und eigentlich als ein Kulturelles/Symbolisches konzipiert. In der von Butler angedeuteten Idee einer Verteilungs(un)gerechtigkeit der physischen Verletzbarkeit zeichnen sich jedoch mögliche inhaltliche Verschiebungen ab. Nancy Frasers Warnung vor etwaigen Fallstricken des Anerkennungsbegriffes bewahrt auch für Butlers Konzept ihre Gültigkeit: Wird Anerkennung verkürzt verstanden als monistisches Paradigma, das alle gesellschaftlichen Konflikte als Konflikte um Anerkennung erklären soll, droht die Frage nach Gerechtigkeit auf „eine Ethik der intakten Identität“ (Fraser 2003: 256) – und damit von der Sozialtheorie auf die Psychologie – zu schrumpfen. Die Idee, die „ungleiche Verteilung der Prekarität“ (Butler 2009b: 434) als „eine materielle Frage und als eine der Wahrnehmung“ (ebd.) zu behandeln, klingt dagegen vielversprechender.

Literaturverzeichnis

Adorno, Theodor W. (2003): Minima Moralia. Reflexionen aus dem beschädigten Leben. Frankfurt am Main: Suhrkamp.

Butler, Judith (2001): Psyche der Macht. Das Subjekt der Unterwerfung. Frankfurt am Main: Suhrkamp.

Butler, Judith (2009a): Die Macht der Geschlechternormen und die Grenzen des Menschlichen. Frankfurt am Main: Suhrkamp.

Butler, Judith (2009b): In Prozesse von Prekarisierung eingreifen. In: Das Argument, Heft 281/2009, S. 430-436.

Engel, Antke (2002): Wider die Eindeutigkeit. Sexualität und Geschlecht im Fokus queerer Politik der Repräsentation. Frankfurt am Main/New York: Campus.

Fraser, Nancy/Honneth, Axel (2003): Umverteilung oder Anerkennung? Eine politisch-philosophische Kontroverse. Frankfurt am Main: Suhrkamp.

Internetquellen

www.coming-out-day.de/informationen/fakten.html. (15.06.2010)

www.sueddeutsche.de/politik/weltweit-verfolgt-homosexuelle-toedliche-kuesse-1.488972 (15.06.2010)

Zur Autorin:

Vera Deppe, 30, ist Diplom-Sozialpädagogin (FH) und studiert Soziologie im 14. FS (Diplom) an der Ludwig-Maximilians-Universität München. Ihre Interessensgebiete liegen in der Soziologie der Geschlechter, Soziologie sozialer Ungleichheiten, in der Kritischen Theorie, Praxistheorie und im Poststrukturalismus.



Soziologische Kapitalismus-Analyse im Trialog

*Rezension zu **Soziologie, Kapitalismus, Kritik. Eine Debatte** von Klaus Dörre, Stephan Lessenich und Hartmut Rosa. Erschienen 2009 im Suhrkamp-Verlag, Frankfurt am Main, 327 Seiten, EUR 12*

von Martin Seeliger

“In Zeiten der Krise des Kapitalismus steht ein Akt der Erneuerung an, eine kollektive wissenschaftliche Anstrengung: die Rückkehr der Kritik in die Soziologie.“ Bei dem hier genannten Zitat handelt es sich weder um die Forderung einer politisch engagierten ZEIT-Feuilletonjournalistin, noch um einen Auszug aus dem Selbstverständnis eines AStA-Referats, sondern um den Klappentext des im Oktober letzten Jahres erscheinenden Buchs der drei Jenaer Soziologen Klaus Dörre, Stephan Lessenich und Hartmut Rosa. Vor dem Hintergrund der „gegenwärtigen Renaissance der Kapitalismuskritik“ (Dörre et al. 2009: 14) im Zuge der Weltwirtschaftskrise entwickeln die Autoren auf knapp 330 Seiten Positionen, die nach der Möglichkeit einer Überwindung der aktuellen sozio-ökonomischen Verhältnisse, besonders des Kapitalismus, fragen. Die sozialen Konsequenzen dieser wirtschaftlichen Spielform sind nach Ansicht der Autoren nicht in Einklang mit den ethischen Basisprinzipien eines ‚guten Lebens‘ zu bringen.

Als theoretische Rahmung dienen den Verfassern hierbei drei Basiskonzepte (kapitalistische Landnahme, Beschleunigung, Aktivierung), die sie bereits in anderen Veröffentlichungen entwickelt und ausgearbeitet haben. Die Stärke des Buchs liegt in den unterschiedlichen theoriegebundenen Sichtweisen, die die zentrale Thematik unter bestimmten Aspekten beleuchten und auf diese Weise eine große perspektivische Vielfalt schaffen. Im dreigliedrigen Hauptteil präsentieren die Autoren ihre Argumente durch eine erste Darstellung der Grundannahmen, welche im Folgenden kritisiert werden, um dann abschließend einen Raum für Repliken zu öffnen. Im Folgenden soll hauptsächlich der erste Teil vorgestellt und besprochen werden.

In seinem ersten Beitrag „Die neue Landnahme. Dynamiken und Grenzen des Finanzmarktkapitalismus“ setzt sich Klaus Dörre mit der Verfasstheit der aktuellen wirtschaftlichen Konstellation auseinander. Unter Bezugnahme auf die

E-Mail eines Arbeitnehmers, der innerhalb der IT-Branche in einem Leiharbeitsverhältnis beschäftigt ist, veranschaulicht Dörre die Wechselwirkungen zwischen wirtschaftlicher Dynamik, der Wirklichkeit der unmittelbaren Arbeitswelt und der Art, wie sie durch die AkteurInnen wahrgenommen wird. Diese Form des Zusammenhangs, auf den Dörre im Verlauf seines Beitrages immer wieder rekurriert, veranschaulicht die komplexe Verbindung, die er in ihrer Funktionsweise zu beschreiben versucht. In Auseinandersetzung mit klassischen Autoren wie Karl Marx und Karl Polanyi beschreibt Dörre hierbei den Wandel und die wiederkehrende Krisenhaftigkeit des kapitalistischen Systems, verweist aber gleichzeitig auch auf seine sinnstiftende Funktion, indem er (orientiert an Luc Boltanski und Ève Chiapello und – weniger explizit – auch an Max Weber) den kapitalistischen Geist als ideologisches System identifiziert. In der Synthese dieser beiden Sichtweisen der kapitalistischen Wirtschaftsweise konstatiert Dörre drei zentrale Charakteristika des Finanzmarktkapitalismus, welche sich explizit in einem finanzdominierten Akkumulationsregime, einem konkurrenz-basierten Regulationsdispositiv sowie fortschreitenden Prekarisierungsentwicklungen manifestieren. Abschließend formuliert Dörre vier Prämissen radikaler Gesellschaftskritik (vgl. ebd.: 84ff.), die eine Orientierung bieten sollen, um „nüchtern und ohne Illusionen neben Alternativen im, auch Alternativen zum Kapitalismus auszuloten“ (ebd.: 84). Angesichts des (makro-)ökonomisch ausgerichteten Fokus’ Dörres lässt sich allerdings der Einwand von Rosa und Lessenich nicht entkräften, die in Dörres Ansatz einen Mangel an subjekttheoretischer Orientierung sehen. Tatsächlich liegt in der Mikrofundierung der konkreten (wirtschaftlichen) Praktiken, die den am Shareholder-Value orientierten Finanzmarktkapitalismus hervorbringen, ein weiteres Forschungsdesiderat.

Unter dem Titel „Kapitalismus als Dynamisierungsspirale – Soziologie als Gesellschaftskritik“ geht Hartmut Rosa dem Vorhaben nach, mit seinem Beschleunigungstheorem eine zeitdiagnostische Sichtweise zu entwickeln, die aus den Logiken der Akkumulation sowie der Zirkulation des Kapitals mit dem Wachstumsprinzip und der Beschleunigungslogik zwei zentrale Funktionsprinzipien der modernen Gesellschaften in den Mittelpunkt rückt. Hartmut Rosa kritisiert aktuelle Entwicklungen, die sich durch zunehmende Anforderungen an individuelle und kollektive Wettbewerbsfähigkeit durch sich immer weiter verschärfende Konkurrenzkämpfe auszeichnen würden. Das ‚kapitalistische Glücksversprechen‘ setze jedoch vielmehr die (wirtschaftliche) Modernisierung mit einer Aufhebung materieller Knappheiten und damit verbundener Mühseligkeiten und Notstände durch eine Ausweitung gesellschaftlichen Wohlstands und damit einer Erhöhung von Lebensqualität durch größere individuelle Gestaltungsspielräume gleich. Somit könne die aktuelle Situation als eine „Pervertierung der kulturellen Leitidee des Kapitalismus“ und damit als „Betrug am Grundversprechen der Moderne“ (ebd.: 97) gesehen werden. Indem er Wachstum und Beschleunigung als „die zentralen kulturprägenden und strukturbildenden Kräfte einer kapitalistischen Gesellschaftsordnung“ herausstellt, richtet er den Blick besonders stark auf die Gestaltung individueller Lebensführung, für die sich nach Rosa in den letzten Jahren eine erhebliche Transformation nachweisen lässt. Die aktuelle gesellschaftliche Konstellation zeichne sich vor allem durch eine Dynamisierung von Wettbewerbs- und Anerkennungsverhältnissen aus, die vormals eher positionaler Natur waren und heute zunehmend performativen Charakter gewinnen. Die Notwendigkeit, andauernd neue Werte herstellen zu müssen gilt Rosa zufolge als besondere Zumutung, der das Individuum heute gerecht werden müsse. Anders als bei Dörre fällt bei Rosa eher die mangelnde Auseinandersetzung mit der zu Grunde liegenden Funktionsdynamik der kapitalistischen Wirtschaftsweise

auf. Worin genau die Ursachen (und vermeintlichen Notwendigkeiten) der Beschleunigung liegen, bleibt – wie auch kritisch von den anderen Autoren angemerkt – weitgehend unklar. Den positiven wirtschafts- und gesellschaftsdiagnostischen Gehalt der Beschleunigungsthese schmälert dies jedoch nicht.

Dem Zusammenhang zwischen der kapitalistischen Wirtschaftsweise, sozialpolitischen Maßnahmen, individueller Subjektivierung und Lebensgestaltung widmet sich schließlich der dritte Hauptbeitrag von Stephan Lessenich unter dem Titel „Mobilität und Kontrolle. Zur Dialektik der Aktivgesellschaft“. Nachdem er den Wandel der sozialpolitischen Träger seit dem Zweiten Weltkrieg vom keynesianistischen Wohlfahrts- zu einem ‚aktivierenden‘ Staat schildert, widmet sich der Autor der Analyse der möglichen Auswirkungen dieser Politik auf ihre AdressatInnen. Als grundlegendes Merkmal der post-fordistischen Gesellschaftsformation erkennt er hierbei einen zunehmenden Grad an Flexibilisierungszumutungen an die AkteurInnen, die von Seiten des Staates mit dem Verweis auf die (vermeintlichen) Anforderungen globaler Märkte und einer damit verbundenen neuen wirtschaftlichen Kultur gerechtfertigt wird. Eine hiermit einhergehende Transformation des Subjektverständnisses zur Gestaltung sozialpolitischer Maßnahmen bedarf einer neuen Art der Verantwortlichkeit, die den AkteurInnen unterstellt wird: So müssten diese ihr Handeln dem neuen Verständnis entsprechend nicht mehr nur sich selbst, sondern in zunehmendem Maße einer (imaginierten) Solidargemeinschaft gegenüber rechtfertigen. Entsprechende Handlungsentscheidungen der AkteurInnen sind hierbei, so der Verfasser, in eine soziale Wissensordnung eingebettet, die das Selbstverständnis der Subjekte dem Zeitgeist entsprechend prägt. Aus Lessenichs Ausführungen lassen sich zwei zentrale Einwände gegen die derzeitige sozialpolitische Konstellation (und damit im Endeffekt gegen diejenige gesellschaftliche und ökonomische

mische Ordnung, die sie hervorbringt) ableiten: Auf der AkteurInnenebene liegen die zentralen Zumutungen ‚aktivierender‘ Maßnahmen vor allem im Eingriff in vormalig private Handlungsbereiche des Subjekts. Damit verbunden sind einerseits eine stärkere, die Grenzen zur Überforderung oftmals übersteigende Verantwortlichkeit und andererseits der zwangsförmige Charakter dieser Maßnahmen. Nicht nur, aber letztendlich auch auf der Systemebene identifiziert Lessenich darüber hinaus die Gefahr, dass die gegenwärtige Politik „ebenjene subjektiven Ressourcen sozialer Subjektivität bedroht, die sie politisch zu mobilisieren sucht“ (ebd.: 131).

Angesichts der breit angelegten Überlegungen, die sowohl auf einen breiten Korpus an Fachliteratur als auch auf die Auseinandersetzung mit aktuellen empirischen Entwicklungen Bezug nimmt, kann der eingangs formulierte Anspruch, „sich mit dem gegenwärtigen, zuletzt offen krisenhaften Wandel der kapitalistischen Gesellschaftsformation in einer Weise auseinanderzusetzen, die einem kritisch-aufklärerischen Selbstverständnis gerecht würde“, als durchaus eingelöst betrachtet werden. So gelingt es den Autoren auf engagierte, gleichzeitig aber auch auf differenzierte und detaillierte Weise, anhand ihrer jeweiligen Schwerpunkte Entwicklungstendenzen systematisch zu erfassen und in ihren Wechselwirkungen mit dem Verhältnis von Individuum und Gesellschaft zu reflektieren. Der ‚dialogische Charakter‘ der Ausführungen kann hierbei als besonderer Pluspunkt betrachtet werden, weil er durch die kritische wechselseitige Bezugnahme einerseits zur Reflexivität der Ausführungen beiträgt, und darüber hinaus auch Leserinnen und Leser zum Nachdenken anregt. Die Autoren verzichten dennoch weitestgehend auf politische Handlungsempfehlungen, was als Kritikpunkt gesehen werden könnte. Vor dem Hintergrund der Komplexität des behandelten Gegenstandes erscheint die Beschränkung auf einen perspektivischen Ausblick (vgl. ebd.: 301ff.) allerdings mehr als angemessen. Auch liegt in dem klaren politischen Bekenntnis der

Verfasser – besonders vor dem Hintergrund einer Zurschaustellung vermeintlicher Wertfreiheit in weiten Teilen sozial- und v.a. wirtschaftswissenschaftlicher Forschung – ein äußerst erfrischendes Moment, der in Zukunft anderen Autorinnen und Autoren als Beispiel dienen sollte.

Zum Autor:

Martin Seeliger, 26, studiert im 4. FS Sozialwissenschaft (Master of Arts) an der Ruhr-Universität Bochum. Seine Interessenschwerpunkte liegen in den Bereichen der Arbeits- und Kulturosoziologie sowie der Geschlechterforschung.

die europäische Integration sei ein Prozess der Nationswerdung. Die Mitgliedsstaaten der EU sind jedoch souverän, und bereits demokratisch verfasst. Die Auflösung sämtlicher europäischer Nationalstaaten, die sich über Jahrhunderte gebildet und gefestigt haben, ist unwahrscheinlich. So sind auch heute Mehrheitsbeschlüsse in der Europäischen Union die Ausnahme.

Außerdem hält sich der Mythos von einer europäischen Identität aufrecht. Er setzt voraus, dass es eine gesellschaftliche und kulturelle Einheit gibt, die unabhängig von ihrer politischen Organisiertheit besteht – eine Beschreibung, die sich auf Europa schwer anwenden lässt, und die die kulturelle Vielfalt des Kontinents übersieht. Die Identität der BürgerInnen ist immer noch auf Nationen ausgerichtet, in denen sie politisch vertreten und durch wohlfahrtsstaatliche Maßnahmen geschützt werden. Erklärte Hauptaufgabe der EU ist aus diesem Grund auch die wirtschaftliche und nicht die kulturelle Integration. Auf diese Stoßrichtung der EU geht Bach im zweiten Kapitel näher ein.

Die Tatsache, dass die europäischen Staaten ihre wirtschafts- und finanzpolitischen Kompetenzen an eine supranationale Ebene abgegeben haben, zugleich aber andere Politikfelder weiterhin national dominiert sind, birgt ein Konfliktpotenzial, dessen Ausmaß schwer abzuschätzen ist. Der Arbeitsmarkt-, der Beschäftigungs- und der Sozialpolitik, die traditionell an die Wirtschaftspolitik geknüpft sind, sind die Hände gebunden. Die wirtschaftspolitischen Prinzipien auf europäischer Ebene, etwa die Geldwertstabilität, haben Priorität. Soziale Konflikte, die von den Nationalstaaten durch die gewachsenen Strukturen im Zaum gehalten wurden, können auf diese Weise nicht mehr gelöst werden.

Um den Blick für die neuen sozialen Ungleichheiten im europäischen Raum zu schärfen und ihren Ursachen auf den Grund zu gehen, geht Bach im dritten Kapitel institutionensoziologisch vor. Indem er die Entwicklung

Im wissenschaftlichen und journalistischen Diskurs zur Europäischen Union werden häufig zwei Argumente laut. Es wird einerseits ihre Bürgerferne bemängelt. Auf der anderen Seite wiederum wird auf eine europäische Kultur Bezug genommen, die die Grenzen der EU legitimieren soll. Das erste Argument beruht auf der Annahme, dass die Nationalstaaten Europas immer noch die primäre Bezugseinheit ihrer BürgerInnen wären, das andere auf der Annahme, es gäbe eine wie auch immer geartete europäische Identität, oder es sei zumindest möglich, diese aufgrund gemeinsamer kultureller Wurzeln zu erwecken. Diese Ansichten, die nicht selten vorgetragen werden, ohne ihre Prämissen zu überprüfen, stellt Maurizio Bach in seinem Buch „Europa ohne Gesellschaft“ auf die Probe.

Tatsächlich lässt sich in seinen Augen eine „Verwurzelung“ der europäischen BürgerInnen in ihren Nationalstaaten feststellen, von einer europäischen Gesellschaft hingegen fehlt jegliche Spur. Weshalb aber hat sich seit der Gründung der Europäischen Gemeinschaft und ihrer Nachfolgeorganisationen, mit der Währungsreform und der Einrichtung eines europäischen Parlaments keine europäische Identität ausgebildet?

Bach führt im ersten Kapitel die Frage nach der europäischen Gesellschaft ad absurdum, indem er mit einigen Mythen aufräumt, die den Diskursen um die EU anhaften. So besteht zum einen der Glaube, die EU sei demokratisierbar und

ihrer Strukturen nachzeichnet, entwirft er ein erstes grobes Bild der Institutionen der EU: Eine supranationale und eine internationale Entscheidungs- und Verhandlungsebene sind für die EU charakteristisch. Mehrheitsentscheidungen sind selten, vielmehr haben sich eigene konsensbildende Verfahren entwickelt. Die Nationalstaaten sind in der Union nicht aufgelöst, aber sie sind ebenso wenig unabhängig, da die Kosten eines Austritts für einen Mitgliedsstaat kaum tragbar wären.

Im vierten Kapitel beleuchtet Bach die Demokratiefähigkeit der institutionellen Strukturen und stellt fest, dass der europäische Integrationsprozess die Grundlagen der Demokratie in Europa mehr unterwandert, als er sie stärkt. Der Demokratieverlust schlägt sich in den einzelnen Nationalstaaten nieder, indem politische Entscheidungen an eine höhere, nicht demokratisch gewählte Ebene abgegeben werden. Dass sich dieses strukturelle Demokratiedefizit in Zukunft auflösen lässt, ist Maurizio Bach zufolge unwahrscheinlich. Die EU erfüllt die Voraussetzungen für die Entstehung eines demokratischen Staates nicht – es lassen sich vielmehr gegenläufige Tendenzen feststellen: etwa Prozesse der Oligarchisierung, die Bildung von Elitekartellen, die Ersetzung des Mehrheitsprinzips durch andere Aushandlungsverfahren sowie Prozesse der Bürokratisierung, Informalisierung und Arkanisierung von Entscheidungsprozessen. Die demokratischen Strukturen Europas werden so allmählich und womöglich unwiderruflich zerstört.

Im fünften Kapitel werden die genannten Demokratiedefizite am Beispiel der Arbeit der Europäischen Kommission illustriert. Auf die Analyse des Herrschaftsgefüges der EU folgt im sechsten Kapitel die Analyse ihrer räumlichen Organisation und Grenzziehung. Territoriale Grenzen spiegeln sich im sozialen Raum in Form von Mitgliedschaften wieder. Territoriale Grenzziehungen bergen zwar die Möglichkeit, Probleme in den Bereich jenseits der Grenze auszulagern, andererseits ziehen soziale Gren-

zziehungen Konflikte nach sich, da sie soziale Ungleichheit hervorbringen. Bach geht hier auf zwei Probleme ein, die sich aus der europäischen Grenzziehung ergeben: Da ist einerseits das Phänomen der „konzentrischen Kreise“ zu nennen, nach dem sich Zonen unterschiedlicher Durchlässigkeit vom Zentrum zur Peripherie beschreiben lassen, und andererseits das Problem der „abgestuften Inklusion“, das im siebten Kapitel in den Blick genommen wird. Dank der Unionsbürgerschaft werden grenzüberschreitende Personen innereuropäischer Herkunft bevorzugt behandelt, während Personen, die aus einem Land kommen, dass der EU nicht angehört, im besten Fall als BürgerInnen dritter Klasse behandelt werden. Je weiter sich die Europäische Union ausdehnt und umso mehr sie von „unsicheren Staaten“ umgeben ist, desto fester schließen sich die Grenzen und desto deutlicher wird der Kontrast zwischen Mitgliedern und AußenseiterInnen. Die Kosten für die Schließung tragen vornehmlich die Staaten an den EU-Außengrenzen.

Die sozialen Ungleichheiten reichen noch weiter. Trotz einer wachsenden Menge an Daten lassen sich jedoch nur bestimmte Ungleichheiten empirisch nachweisen. Etwa Unterschiede zwischen stärkeren und schwächeren Volkswirtschaften, zwischen ländlichen Regionen und großen Städten oder zwischen marktbezogenem und öffentlichem Sektor. Diffusere Ungleichheiten, wie beispielsweise soziale Klassenunterschiede, sind schwerer erfassbar und bleiben daher unbeleuchtet. Nicht zuletzt deshalb wird die wirtschaftliche Integration weiterhin vorangetrieben, ohne dass ihr eine soziale Integration folgen würde. Sozialpolitische Maßnahmen treten nur als Nebeneffekte der Marktintegration auf und eine europäische, kollektiv getragene Wohlfahrtspolitik wird durch die Förderung individueller Leistungen und Markterfolge ersetzt. Für eine wohlfahrtspolitische Umverteilung, die die beschriebenen Ungleichheiten ausbalancieren könnte, wäre allerdings eine europäische Identität grundlegend, die vor

diesen Hintergründen kaum gedeihen kann. Die Europäische Union ist – so schließt das neunte Kapitel – nicht dazu in der Lage, eine gemeinsame, inkludierende Identität zu stiften. Weder die Währungsunion, noch eine europäische Verfassung, noch die Unionsbürgerschaft, noch die europäischen Institutionen konnten dazu einen entscheidenden Beitrag leisten. Die EU ist keine Nation und wird es in Bachs Augen auch in Zukunft nicht werden; allerdings wären die Folgen einer europäischen Nationsbildung höchstwahrscheinlich auch katastrophal. Daher sei es vernünftig, bei dem zu bleiben, was die EU zu leisten vermag und sie nicht über die Ziele, auf die sie ausgerichtet ist, hinaus zu strapazieren.

„Europa ohne Gesellschaft“ leistet einen wesentlichen Beitrag zur soziologischen Literatur im Themenfeld der europäischen Integration. Indem Maurizio Bach die Literatur bündelt und zugleich einen frischen und kritischen Blick auf ihren Gegenstand wirft, sollte das Buch wegweisend für zahlreiche folgende empirische Untersuchungen werden. Die nötigen theoretischen Konzepte und drängenden Fragestellungen, denen die Datengrundlage bisher fehlt, werden auf engagierte Weise zusammengestellt. Entsprechende Studien könnten das Buch auch an solchen Stellen stützen und ergänzen, an denen die Argumentation bisher aus Mangel an empirischen Nachweisen gewagt wirkt.

Zur Autorin:

Tabea Braun, 24, studiert Soziologie (Magister), Kulturwissenschaften sowie Allgemeine und Vergleichende Literaturwissenschaft im 11. FS an der Universität Leipzig. Ihre Interessensgebiete liegen in der Bildungs-, Europa- und Migrationssoziologie, aber auch im Bereich der sozialen Ungleichheit und Methoden der empirischen Sozialforschung.



Ist die Türkei „europäisch“? Eine exklusive Debatte

Rezension zu **Die Türkei – ‚Das Ding auf der Schwelle‘**
von Jochen Walter. Erschienen 2008 im VS Verlag für
Sozialwissenschaften, Wiesbaden, 258 Seiten, EUR 39,90.

von Gina Rosa Wollinger

Was ist europäisch? Wo liegen die Grenzen Europas? Lassen sie sich Dierkes Weltatlas entnehmen? Jochen Walter zeigt in seiner Studie „Die Türkei – , Das Ding auf der Schwelle“, dass selbst eine so scheinbar rationale und klare geographische Eingrenzung und Bestimmung dieses Kontinents alles andere als eindeutig ausfällt.

In einer vergleichenden Diskursanalyse untersucht Walter die Türkei-EU-Beitrittsdebatten in Deutschland und Großbritannien, die verschiedener kaum sein könnten: Während man in Deutschland verstärkt Exklusionsargumente vorfindet, dominieren in Großbritannien die Stimmen für einen Beitritt der Türkei. Dabei stützt sich Walter auf jeweils drei Printmedien in Deutschland und Großbritannien, wobei er mit der Auswahl verschiedene gesellschaftliche und politische Spektren abzudecken versucht. In Deutschland umfasst sein Korpus die Medien *Frankfurter Allgemeine Zeitung*, *Spiegel* und *Bild*, in Großbritannien wurden der *Economist*, die *Times* und der *Daily Mirror* von ihm zur Untersuchung herangezogen. Walters Diskursanalyse zum möglichen Türkei-Beitritt zur EU zeigt jedoch nicht allein in einem Querschnitt den Unterschied der Debatte in Großbritannien und Deutschland auf. Anhand drei verschiedener Zeitabschnitte als Untersuchungsräume wird hier auch eine Längsschnittbetrachtung ermöglicht, die den Wandel der Metaphern, Argumente und Diskursstränge innerhalb der Länder zeigt. Die drei Zeiträume sind dabei nach (welt-) politischen Ereignissen gewählt, wobei der Autor auch einen kurzen historischen Abriss liefert: Der erste Zeitraum ist der von 1960 bis 1963, darauf folgen die Jahre 1987 bis 1989 und ein längerer Abschnitt von 1990 bis 2005.

In den Debatten spielt die Frage, ob die Türkei europäisch sei, eine große Rolle und wird von vielen als das entscheidende Kriterium hinsichtlich eines EU-Beitritts angesehen. Klärungsbedürftig sei demnach im Zusammenhang mit der Türkei nicht allein, wie eine geographische Lage als europäisch zu bestimmen ist, sondern auch, ab wann ein Land kulturell als europäisch bezeichnet werden kann. Dabei wird die Türkei als etwas dazwischen wahrgenommen: Zwischen „dem Rückständigen“ und „der Moderne“, „der islamischen Welt“ und den „aufgeklärten, christlich-geprägten, säkularen Gesellschaften“, der Armut und dem Reichtum. In erster Linie sind die empirischen

Befunde in Walters Diskursanalyse ein Beleg für den „westlichen Umgang“ mit der Türkei und dem Islam. Die Furcht und Skepsis vor dem Fremdartigen, die mit dem Islam und der Türkei verbunden werden, treten in vielen Metaphern und Argumentationen immer wieder deutlich hervor. Die Türkei stehe dabei insofern auf der Schwelle, dass sie nicht mit „europäischen Wurzeln“ wahrgenommen, ihr aber dennoch eine Annäherung an Europa zugesprochen wird. Interessanterweise ist die Angst vor der Türkei, hinter der eine generelle Angst vor „der islamischen Welt“ steht, in fast allen Debatten präsent. Selbst die Inklusions-Diskurse in Großbritannien führen meist als Grund für einen Türkei-Beitritt an, dass dies zur Beschwichtigung der „islamischen Welt“ beitragen würde und die Türkei eine Brückenfunktion der Verständigung einnehmen könne. Dabei werden Horrorszenerarien, meist mit maritimen Katastrophen-Metaphern wie „Flutwelle“, zur Beschreibung dessen hinzugezogen, was passieren könnte, würde die Türkei sich endgültig von Europa abwenden. Es sind somit vor allem geostrategische Gründe, die in Großbritannien für einen Beitritt der Türkei angeführt werden.

Großbritannien und Deutschland weisen aber nicht nur große Unterschiede in ihrem Zustimmungs- bzw. Ablehnungsverhalten, sondern auch in der Intensität der Debatte auf. So wird die Diskussion eines möglichen Türkei-Beitritts in Großbritannien viel weniger geführt. Zur möglichen Erklärung der Differenzen verweist Walter auf den unterschiedlichen Anteil von muslimischen EinwohnerInnen, hierzu nimmt er jedoch im empirischen Teil keinen Bezug. Weitere Gründe vermutet Walter in der eigenen EU-Geschichte der Länder, wobei vor allem der Fakt, dass Großbritannien selbst große Aufnahmeschwierigkeiten hatte, an Bedeutung gewinnt. Ein wesentliches Moment der unterschiedlichen Betrachtungen sieht der Autor der Studie allerdings in dem grundsätzlich anderen Verständnis davon, was die EU überhaupt darstellen solle. Dass in Deutschland eine Debatte über einen

europäischen Wertekanon geführt wird und Religionszugehörigkeiten problematisiert werden, scheint hierzulande zunächst „normal“ und das Aufwerfen der Fragen danach legitim zu sein. Betrachtet man hingegen das Verständnis der EU in Großbritannien, wonach die EU als reiner Wirtschaftsclub begriffen wird und keinerlei kulturelle Identifikationsbedürfnisse hegt, wird deutlich, warum in Großbritannien die Frage nach der kulturellen Identität der Türkei nicht aufgeworfen wird. Dieser Kontrast der Diskussionen verdeutlicht die Konstruiertheit der EU; sie ist keineswegs ein natürlich gewachsenes Gefüge. Sie wurde und wird von verschiedenen AkteurInnen gestaltet und das, wenn man sich die Entwicklungen und Veränderungen der letzten Jahrzehnte anschaut, mit rasendem Tempo. Es gibt nicht eine einheitliche Definition von der EU und, wie die Analyse der Türkei-Bitrittsdiskussionen zeigt, auch keinen ungefähren Konsens über das, was man mit der EU eigentlich erschaffen will oder sollte. Die an sie herangetragenen Anforderungen, Intentionen und Interessen sind also höchst unterschiedlich. Walters empirische Ergebnisse treffen damit den Kern der Europasozio­logie: Kann überhaupt von einer europäischen Gesellschaft gesprochen werden? Welche Konsequenzen hat es für die Institution EU, wenn in ihren Mitgliedsländern ein so unterschiedliches Verständnis von ihr herrscht, verbunden mit verschiedensten Ansprüchen und Erwartungen?

Zuletzt sei auch auf das methodische und theoretische Vorgehen Walters hingewiesen. Das Ausmaß des Methoden- und Theorieteils mag zunächst aufgrund seines Umfangs ein wenig irritieren, denn er umfasst ungefähr die Hälfte der gesamten Studie. Dabei nimmt er eine Ausführlichkeit in Anspruch, die man von aktuellen wissenschaftlichen Beiträgen eher weniger kennt. Zum Beispiel werden sprachwissenschaftliche Aspekte wie die Zeichentheorie und Erklärungen der Hermeneutik zum grundlegenden Verständnis von Diskursen näher dargelegt. Dadurch gewinnt die gesamte empirische Ana-

lyse eine gute wissenschaftliche Fundierung und führt zu einer ganzheitlichen Auseinandersetzung. Durch eine klare Strukturierung besteht für jedeN RezipientIn, die/der in dem einen oder anderen Gebiet schon bewandert ist, auch die Möglichkeit, bestimmte Unterkapitel zu überspringen, ohne Gefahr laufen zu müssen, den Überblick zu verlieren. Durch diesen ausführlichen ersten theoretischen Teil des Buches ist es allein schon für jene interessant und empfehlenswert, die sich näher mit der Diskursanalyse als Methode auseinandersetzen wollen.

Abschließend lässt sich sagen, dass Walters Analyse viele grundlegende Fragen der gegenwärtigen Soziologie berührt. Dies sind vor allem die nach der Konstruktion einer Gruppe zu einer Gesellschaft, zu einer kollektiven Identität und die Analyse ihrer „Motoren“. Deshalb lassen sich auch umgekehrt von dieser Arbeit ausgehend viele weitere Forschungsfragen stellen, von denen die vielleicht spannendste darin besteht, herauszufinden, wie die vom Diskurs Exkludierten denn „Europa“ wahrnehmen.

Zur Autorin:

Gina Rosa Wollinger, 25, studiert Jura im 5. FS und Soziologie im 10. FS (Magister) an der Universität Leipzig. Ihr wissenschaftliches Interesse gilt besonders der Kriminologie sowie dem Themenbereich Überwachung und Kontrolle.



**“Wonderful times to be a
sociologist, everywhere is
your laboratory”**

Interview with Professor Ari Sitas

**(University of Cape Town,
South Africa) on 23rd June, 2010.**

conducted by Tobias Goecke

Q: Mr Sitas, please, tell us about the history and development of sociology in South Africa.

A: Sociology has a specific history in this country. It started from being a very conservative discipline in the 1930s. During this time, it was much about social order, and about – let me be frank – social blindness, because the Other didn't exist. The Other was for anthropology, not for sociology. So sociology at that time was a white social order discipline.

Until the 1970s most of the social ideas or sociological thinking grew from outside the universities in the context of the rising anti-apartheid movements. It started to get into the universities only after the big strikes by black workers in 1973. And all of a sudden liberal academics like Leo Kuper, Fatima Meer and Ben Magubane wanted to understand what was going on, and were opposing the separation of the colours. Universities opened up spaces for more critical studies of society. And that's when the change slowly began.

There are five strands which are important to the development of South African sociology. Initially it was multi-disciplinary, a lot of mixing. For me the boundaries between sociology and anthropology are a colonial construction anyway. There shouldn't be any boundaries.

The first thing that started getting strong in South African universities was labour studies. One example is the work of Wiebke Keim, which is about central and peripheral sociologies.

The second strand was a political sociology which tried to understand race, ethnicity, conflict in society, and social movements.

As third strand, increasingly because of the HIV/AIDS problem, you have a lot of health sociology strengthening, and then by implication development sociology.

And finally there are the beginnings of some theoretical work. Very much in a quandary about where it should be going, but it's getting stronger.

What are the major developments in contemporary South Africa as a society?

Firstly, if you imagine a highly regulated system of urban and rural controls, of homelands, of apartheid, of no freedom of movement etc., and when all of this suddenly breaks down or is transformed, a whole range of new dynamics are emerging. – A lot of people moving into urban areas, a lot of (illegal) immigration from the rest of the continent, because of the opportunities here. Cities are changing. – The base of the society is quite uncertain. And there is a lot of unemployment, also because of changes in work patterns and livelihoods, so you find a lot of marginal economic activity.

And all this happened because of the system's change after apartheid ended in 1994?

Yes. – Secondly, there is a process of economic transformation happening supported by Affirmative Action programmes, which are about putting black people into jobs and positions. There is a lot of tension around that. Whatever is happening in the area of race and economy, it is highly mobilised now.

Thirdly, there is tension between what is in the constitution – people know now what is in the constitution – and what can be delivered by the

government. People are demanding services etc. And although there is integration there is also conflict and polarisation.

Equality is not there. Redistribution has not happened as it was envisaged to happen. Some of the disparities are increasing. These are problems of a society that has gone through a socio-political revolution without going through an economic revolution. There is more freedom, definitely. You can say what you want, the state won't beat you up, but others might do [laughing].

South Africa has moved economically too, just as the rest of the continent. Like Brazil, India and China, we're beginning to become a regional power that is quite decisive for the region. So there is the question: Does South Africa become a little imperial overlord, or a partner in development? So these are wonderful times to be a sociologist, because everywhere you go it's your laboratory [laughing].

Is there a South African sociology? In contrast to e.g. American or European sociology?

There are people who want to put labels. Of course there is South African sociology, and of course there is American sociology. But substantively we all agree that we are looking at a world that is interconnected, interdependent, patterned, unequal and evolving. We disagree about what we put in there. What for some people is called modernity, for others it's called imperialism or neo-colonialism. There are different inflections in the story. There is not only one story.

How is the issue of race addressed and discussed in South Africa?

There is a lot of work on race, colonialism, etc. But in South Africa these issues are a little different from the US context, because we are not talking about minorities here.

In the US, the African American slaves were always a minority of the population. There is a certain dynamic which is similar to the history of race in South Africa, but not exhaustively. Their non-racism for instance means the inclusion of African Americans in the US, whereas non-racism in South Africa is not that. Because here we are talking about a majority of black people that was never properly enslaved. Apartheid and segregation created all kinds of exclusions, forms of domination, but it's the majority effected here. And once the majority starts mobilising, it is soon the question whether whites are acceptable to blacks, and not the other way around.

South Africa was also the only place in the world left with the institutions of racial domination continued until 1994. So this institutional prop is very important.

What are the most recent developments in the field of the social sciences?

There is a sense and a search for sociologies of the global south. We are working hard – and it's going to take years – to change the canon of sociology, so all the stories in the world can be told. Not only looking at the common sequence of Western development. But trying to look at the world as more interconnected since the 17th century, and to understand institutions emerged anywhere in the world as in relation to each other.

Also to see not only what the rest of the world lacks, but what the rest of the world has which has to be articulated.

In Germany we have a lot of discussions about economisation of universities, and funding cuts in the humanities...

There have been cuts in the humanities in South Africa as well. The sciences and engineering have benefited. There has been vocationalisation. People say: "You don't need sociology, you need *industrial* sociology." There has been a lot of that pressure.

There are universities in this country that have closed their social science sections completely. That is a global phenomenon. On the one hand the market is coming into the universities, on the other hand there is more regulation. Everything has to be assessed all the time. A lot of bureaucracy is moving in to monitor the funding and the performance of academics. Germany is starting to feel the pinch, and if you don't resist it, you'll be like England quite soon where these things are the most extreme.

What are the future prospects of South African sociology?

Good in the short term, because our minister of higher education was a sociologist [laughing]. – Because of its credibility as a critical and public sociology, South African sociology will survive well and will grow in the future. The thing is to get the funding of the social sciences right, to fund well a younger generation of scholars at the PhD level, so they don't have to work at the same time to support themselves whilst they're researching. South Africa has got the university infrastructure to make it a success – unlike many other developing societies.

What impact has the Soccer World Cup 2010 had on South Africa?

Psychologically there was a lot of enthusiasm around the World Cup. People came together – South Africans, foreigners, blacks and whites. It felt like unity, and we all wanted to show the

world how conspicuously nice we are, and that we can achieve this and that. The power elites have gained a lot of confidence. And the majority had a good time watching the matches. – Issues of class, inequality were not raised. And the realisation of how much of the social product has gone into this World Cup and how many years we will be paying for it afterwards, it's another story.

What will be the results, the developments after the World Cup?

A little bit of a better infrastructure in some places, improvement of facilities. But it all has to be one aspect of public expenditure. You have to have a plan to continue growing the economy, to continue improving things. Otherwise it's all a flash in the pan, and then it's gone. A lot of the stadiums for example, will be in trouble in the near future. Who is going to fill them? There is no team in Cape Town that can have 64,000 people watching it. They should be given over to the Anglican churches, they can get the crowds [laughing].

What would you recommend young students and researchers in the field of sociology?

I would go back on what the current president of ISA, Michael Burawoy, has said: Every society has to find a balance between its professional, its policy, its critical and its public sociology. Critical sociology is checking out what professional sociology is doing. Public sociology is checking out what policy sociology is doing. – I think the exciting interfaces of more globality, how societies are transforming themselves without mimicking each other – these are very fascinating areas. And the new communication possibilities create new (imagined) communities which is unlike other periods.

There are a lot of new phenomena coming up. And with some economic crises in the future, there will be a lot of social tensions. As sociologists, we have to test what we think, try and sophisticate our approach, not only in order to plan better, but also to increase the possibilities of social creativity.

How should students and young researchers approach their work?

There has to be respect for what's gone before. But there mustn't be cowardice into the previous generation, because the previous generation has messed up this world. So critical sociology will have to flourish through the new generation once again. Surely the result of our studies must not be a more repressive society.

And the lesson really is that there is no Us and Others, we are all Others. We will sooner understand that, and get on with life [laughing].

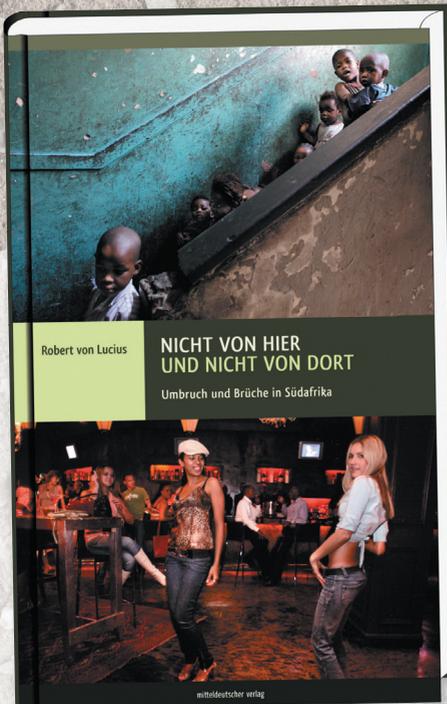
Professor Ari Sitas, born 1952 in Cyprus, is professor at the University of Cape Town. His main fields of work are labour studies, post-colonialism and social movements. He has served as vice-president of the International Sociological Association and president of the South African Sociological Association, and was fellow at Berkeley and Oxford. Currently, he is also managing the Global Studies Programme in partnership with universities in Freiburg, New Delhi, Bangkok and Buenos Aires (www.globalstudies.de). Sitas is also a celebrated poet and

Robert von Lucius:

Nicht von hier und nicht von dort

Umbruch und Brüche in Südafrika

Mit Fotografien
von Jürgen Schadeberg



272 Seiten · gebunden · ISBN 978-3-89812-644-1 · 19,90 €

»Mehr als zwei Jahrzehnte bewegte sich FAZ-Korrespondent Robert von Lucius mit traumwandlerischer Sicherheit in der Welt der Hochfinanz ebenso wie in den Schwarzensiedlungen, in Theatersälen wie in Jazzkneipen. So entstand ein Buch mitten aus dem prallen südafrikanischen Leben. Ein Buch, das Lust auf mehr macht und in das Gepäck eines jeden ernsthaften Reisenden gehört.«

Kölner Stadtanzeiger

Scandinavian Sociology in Context

**Interview with
PD Doctor Patrik Aspers**

*(Stockholm University)
on 7th January 2010.*

conducted by Alexander Dobeson

Q: Mr Aspers, during your academic career you have had the chance to get in touch with different academic environments all over the world (Sweden, UK, USA, Germany). Is there such thing as a Scandinavian Sociology? If yes, what is special about it in comparison to the Continental, Anglo-Saxon and Anglo-American sociology?

A: Let me begin by a few, though truly sociological observations, which I also think will make it easier to follow my way of reasoning. Where insiders tend to see differences and diversity, outsiders see similarity. To get by, we construct social categories, and the closer we get, the more of diversity do we see. We, furthermore, need an overview to understand the details, as much as we need the small snapshots to get the picture. This idea of the hermeneutic circle is also the principle of understanding, as presented by Martin Heidegger. I begin with these few lines simply to remind us that we should not forget, when talking about sociology, that we are sociologists. What I say shall be seen in light of these sociological reflections.

We should also remember that sociology was born at a time when modern society was being formed at a rapid pace, and the previously agricultural society was “disappearing”. Sociologists studied urbanisation, classes, labor markets, conflicts – most of which were associated with a gradually modern society. Sociology was also happy to be the tool of the state, by providing guidance for the “development” of society.

My first point, to be a bit more specific, is that there is indeed “a thing” called sociology, and that sociologists all over the world have many things in common. However, this is not what you asked. As an insider, I am almost forced to stress the differences between the countries. There are indeed differences among the different Scandinavian countries. The university systems are not identical, though higher education is free in all of these countries. In Norway, to take one example, sociology is also a subject that many university students have been exposed to prior to entering higher education.

Though sociology was taught in Denmark already in the 1880s, and in most Scandinavian countries before World War II (often by Germans), it was never established until after the two wars (with Finland as the exception). Scandinavian sociology, moreover, was unable to establish a connection to continental Europe, and what we today observe is rather the consequences of a strong American influence. From its start, Scandinavian sociology had a relatively strong positivistic stance. This comes partly

from the philosophical influence on sociology, then from analytical philosophy, and from the fact that many sociologists have essentially been almost like civil servants, actively supporting the construction of the Scandinavian welfare state model. To this multifaceted explanation, we should also add the import of positivistic methods from the US to the Scandinavian countries and the easy access to good quantitative data (provided by the welfare state). These factors, taken together, have further paved the way for one kind of sociology. Several research institutes have worked in a tradition that taps into social policy. It is only more recently, from the 1970s and onwards, that we can see plurality in Scandinavian sociology. Sociology is strong in Norway, and relative weak, but clearly growing, in Denmark due to its late state.

Theoretically, Scandinavian sociology has so far offered relatively little. The strongest impact has been done by sociologists who have studied the welfare states, most notably Gøsta Esping-Andersen (Denmark) and Walter Korpi (Sweden). There are some other sociologists who have made an impact on the international scene, such as Wilhelm Aubert, Hans L. Zetterberg, Aage Sørensson, and Richard Swedberg. The lack of general theoretical contributions can be explained by the pragmatic orientation and the focus on methods and social policy, in combination with a somewhat shallow knowledge of philosophy. I should stress that this is a view that not all sociologists would accept.

It is, in my view, after having spent one year in the UK, one year in the US, and several years in Germany, in addition to the time in Sweden, that Germany (and perhaps France) has the largest potential for major theoretical breakthroughs. Only in Germany do we find a sociology that is willing to listen to philosophical reasoning and that is able to rethink some of the "truths" that over time have become taken for granted among sociologists. What I mean is that many of the ideas of the founding period of sociology, which - to recall - is not more than 100 years

or so behind us, have never really been questioned. Our capacity to reflect on our own path (dependency) seems to be limited. So my answer is perhaps more an attempt to stress the historical-cultural aspects that accounts for what we observe today.

There are national sociological associations in Denmark, Norway, Sweden, Finland and Iceland. What role do they play and how are they connected to each other and to the rest of the world?

The Journal of the Scandinavian Sociological Association (SSA), *Acta Sociologica*, has been the most visible stage for Scandinavian sociology. This is because it attracts authors and readers from all over the world, and that it is not merely a mirror of what is done in the Scandinavian countries. There are today so many associations, national, regional (like SSA), European, and world organizations, which makes it hard for a sociologist to attend all of the different conferences that are organised. The Scandinavian meeting is an arena where at least Danes, Norwegians and Swedes can communicate using their mother tongues, and still be understood by other Scandinavians. The opportunity to speak in one's mother tongue may be crucial to some sociologists, at the same time, it may create a relatively small bubble. One should also note the value of easily finding people who are able to read, say Danish, in Norway or on Iceland, who may then review applications for a position or a research application.

I think, more generally, even though organisations are formally connected to each other, that our trade, as many others, is mainly characterised by its personal relations. Sociology, at least for me, is a global business. Most of my own sociological contacts these days are with people outside of Sweden. I would argue that the research topic is what glues people together rather than organisations. I know of several interesting collaborations, both between individuals, but

also between research centres in the field I know the best, economic sociology, which have been formed over the last 5 years. This I hope is significant for European sociologists, and this form of “organizational” activities seems to take place largely outside of these larger associations.

Sweden will be hosting the XVII World Congress of Sociology organised by the International Sociological Association (ISA) in Gothenburg, July 2010. The programmatic title of the congress is “On the Move” and is dedicated to a reformulation of sociological questions and answers that go beyond reified determinism and methodological nationalism. What expectations do you have for the congress and how important is it for sociology and sociologists in Sweden and Scandinavia respectively?

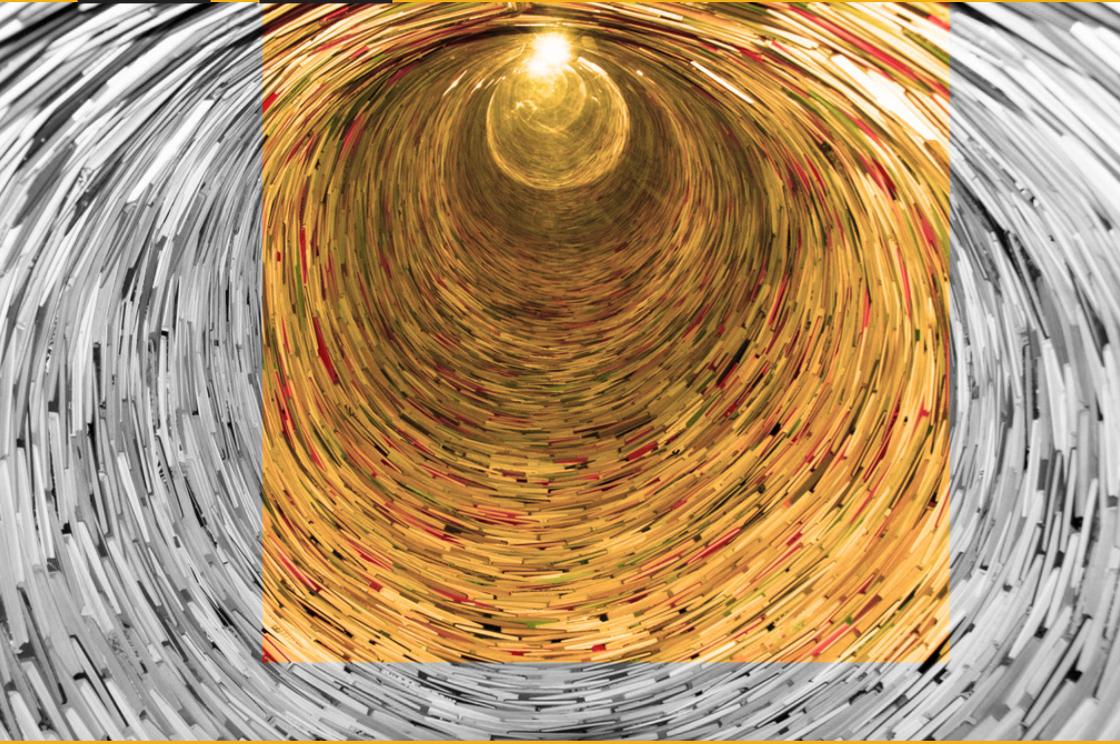
This is correct. The last time it took place in Sweden was in 1978 (in Uppsala). This time it will be much bigger, and it is likely that a large number of sociologists will come to Gothenburg. Given the fact that it is also easily accessible from Norway and Denmark, we should assume substantial Scandinavian contribution. I am of course happy that such a large event is localised in Sweden, and Gothenburg in the summer will most certainly be a great venue.

People tend to have different views on how to do a conference. I value the different working groups with paper presentations and the discussions among a group of people with common interests, but hopefully not with the same view. A good conference, in my view, is one where you find an abundance of interesting talks and perhaps mini-conferences. I hope that people will also learn to appreciate the variety that contemporary Scandinavian sociology represents.

What about the future prospects of Scandinavian sociology and Scandinavian Sociologists respectively?

As I indicated, I do not see tendencies of major breakthroughs coming from any of the Scandinavian countries, if this notion is applicable to the social science at all. The increased diversification has created more opportunities, and may pay off in the future. A problem is the low mobility, people graduating at different universities. Here Denmark, with Copenhagen as a major hub, and with short distances, may be more progressive in building interesting milieus, which are also open to incoming ideas. I think also the fact that Copenhagen business school harbours sociologists, as well as people from other disciplines, is exciting, and I hope we can see more of this in the future.

PD Dr. Patrik Aspers is sociologist and Professor of Fashion Management. He works at the Department of Sociology at Stockholm University and Borås University. He is President of the Swedish Sociological Association (Sveriges Sociologförbund). His research is especially dedicated to New Economic Sociology, Sociological Theory and Qualitative Research Methods. His most recent publication is: „Orderly Fashion: A Sociology of Markets“, Princeton University Press, 2010.



Fliegende Funken, kalte Duschen. Ein Jahr nach dem „Unibrand“

von Florian Naumann



Manchmal beweist sich so etwas wie eine europäische Öffentlichkeit durch das Flackern von Ideen über nationale Tellerländer hinweg: Am 22. Oktober 2009 besetzten einige Wiener StudentInnen das Audimax ihrer Universität. „Uni brennt“ war das leicht subversiv klingende Motto der österreichischen Protestierenden. Zwei Wochen später „brannten“ auch deutsche Hochschulen, zumindest ein paar Wochen lang. 2010 wachsen die Bäume aus der Asche, aber noch nicht in den Himmel. Ein paar zarte Pflänzchen sprießen. Dort, wo die Bildungsinstitutionen ohnehin willens waren zu handeln. Anlass zu zündeln gäbe es noch genug – aber Mut ist nun ein wenig knapp.

Was genau im Spätherbst 2009 an den europäischen Universitäten geschah, dürfte wissenschaftlich noch kaum ergründet sein. Aber, ohne sich zu weit aus dem Fenster zu lehnen: Es dürfte hier die ganze Topographie eines modernen demokratischen Protests verborgen sein. Mit etwas bösem Willen und leichter Resignation könnte man auch vermuten: die Möglichkeiten, vor allem aber Grenzen des Mediums „Protest“. Vom Lauffeuer einer Inspiration, die sich für ihre Verbreitung erfolgreich die geringen Widerstände der DSL-Kabel gesucht hat, bis zur Kollision mit eingefahrenen Denkparadigmen. Und dem Verebben und Zerschellen an jener Ressourcen, die die politischen Institutionen scheinbar unbegrenzt besitzen: Zeit und Geduld.

Die Erfolgs- und Schlüsselerlebnisse einer neuen Bewegung finden sich zumeist in ihren ersten Tagen. Hier: im Zünden und Weitertragen der Idee. Unzufriedenheit mit der Studiensituation, mit Unterfinanzierung, Überbelegung, auch mit den ersten Erfahrungen der Bachelor-Reform gab es in Deutschland, aber auch im

europäischen Ausland schließlich schon länger. Außer vereinzelt Unmutsäußerungen (etwa mittels mehr oder minder großer Demonstrationen im Juni 2009) zeigte sich aber keine Bewegung unter den Unzufriedenen. Bis... in jenem Herbst die Nachricht über den Wiener Protest die Hochschulen erreichte.

Feuer braucht Funken.

Warum in diesem Moment in Deutschland mehr als nur einige angemeldete Solidaritätsdemonstrationen stattfanden, ist nicht eindeutig zu erklären. Eine Hypothese wäre jedoch, dass Inhalt und Format des österreichischen Protests den schmalen, eigeninitiiert engagierten Kern der politisch aktiven Studierenden auch in Deutschland ansprach, begeisterte. - Jede Protestbewegung beginnt mit der Aktivierung engagierter Einzelner. Mit MultiplikatorInnen und einer Idee, die Euphorie und Einsatzwillen freisetzt.

Dieser österreichische Protest nun weckte mehr Feuer und Initiative als der üblicherweise vorherrschende common ground der geldbeutelgeleiteten Studiengebührenkritik (Studiengebühren waren in Österreich bereits zuvor einem Parlamentswahlkampf zum Opfer gefallen). Im ersten Paragraphen ihrer Erklärung kritisierten die Wiener UnibesetzerInnen den fundamentalen Ansatzpunkt moderner Hochschulpolitik: Diese betrachte Studierende als wirtschaftlich zu verwertendes „Humankapital“ und ersetze „Bildung“, die Befähigung zu kritischem und eigenverantwortlichem Denken, durch „Ausbildung“. Erziehe also Menschen zu AufgabenerfüllerInnen für einen Wirtschaftsapparat, nicht zu eigenständigen Individuen. Eine scharfe Bemerkung, die bis auf die Grundfesten unseres Gesellschaftsaufbaus zielt. Eine Kritik von einer Tiefe, die im täglichen Diskurs- und Medienrauschen ganz undenkbar scheint.. Und dennoch – erst zögerlich, dann schneller, Zustimmung in den Medien der Alpenrepublik fand.

Vom Erfolg im kleinen Kreis...

Die Beobachtung schien also scharfsinnig und pointiert, die Kritik wichtig, die Zeichen der Zeit günstig. Binnen weniger Tage waren erste deutsche Universitäten besetzt; Darmstadt, Heidelberg, Münster, München. Täglich folgten weitere Erfolgsmeldungen. Es war die Zeit der Euphorie: Ohne Hilfe öffentlicher Institutionen hatten sich offene und öffentlichkeitswirksame Foren in den Hörsälen gebildet. Das Medienecho schien überwiegend positiv, wenn auch nicht sehr tiefgründig, und zumindest dort, wo große Hörsäle besetzt waren, konnten die Universitäten die Vorgänge nicht ignorieren. Die lokalen Gruppen waren im Wachsen begriffen, und die (zumeist online ablaufende) Vernetzung zwischen den Städten und Ländern funktionierte zumindest im Groben. Hierin bestand die große positive Erfahrung der Proteste: Auch kleine kritische Gruppen sind handlungsfähig. Sie können sich selbst als Gleichberechtigte organisieren – und Beachtung finden.

Ohne auf empirisch belastbare Zahlen verweisen zu können: Den Nachrichten jener Tage nach zu urteilen, fanden die jeweiligen BesetzerInnengruppen schnell zu Programmen, Forderungskatalogen und Inhalten. Meist (etwa an der LMU München, in Heidelberg, Münster oder Kiel) folgten sie dem mutigen Entwurf der Wiener VorreiterInnen. Gefordert wurde ein neues, menschenzentriertes Bildungsideal, samt wirksamer demokratischer Mitbestimmung der Studierenden. Selbstbestimmung anstelle des Wirtschaftsdogmas von der schnellen Ausbildung. Verknüpft wurden oft Forderungen nach einem sozial offeneren Bildungssystem, Reformen an den Schulen, einer umfassenden finanziellen Förderung aller Lernenden. Manchmal, etwa an der bayerischen FH Weihenstephan, blieb es auch bei pragmatischer Bologna-Kritik rund um überfrachtete Lehrpläne und Prüfungsbelastung. So oder so: Die relative Einfachheit der Verhandlungen jener ersten Tage sprach für die Homogenität der jeweiligen BesetzerInnengruppen. Die ersten, ohnehin politisch

vorgeprägten und sozialisierten Aktiven also. Ein erleichternder Faktor, der – gewünschter und konsequenterweise – schnell verschwand.

... zur Ratlosigkeit vor dem Hamsterrad.

Denn mit der Besetzung prominenter und zentraler Orte an den Universitäten und Hochschulen gerieten die Proteste ins Bewusstsein, aber auch in den Tages- und Studienablauf vieler sonst eher passiver Gruppen. Oft trafen die Besetzungen der großen Hörsäle in erster Linie die studentInnenreichen Studiengänge. Meist Wirtschaftswissenschaften, Ingenieursstudiengänge oder Jura. Hinzu kamen die beginnenden Verhandlungen mit Universitätsleitungen. Im größeren Kontext wurde die Diskussion im besten Falle „kontroverser“, der Fortschritt zäh. Gerade dort, wo Kritik mehr als handwerkliche Kleinigkeiten ins Visier nahm und der initiiierende Funke versprüht worden war.

Schnell sank da das Verständnis der von Raumverlegungen und Vorlesungsausfällen Geplagten für nicht an „Effizienz“, sondern an basisdemokratischen Idealen ausgerichtete Entscheidungsprozeduren, und für Forderungen, die im Audimax zwar ihr Sprachrohr, aber nicht ihre VerhandlungspartnerInnen finden konnten. Für Ideale und Kritik blieb keine Zeit, denn der Druck des Studiums, das „stahlharte Gehäuse“ der Ausbildungs-Bürokratie, ließen für die Eingespannten und Gehetzten keinen Ausbruch zu. Ein bitteres Paradoxon: Just die von den Protestierenden kritisierten Umstände ließen viele Beobachtende und Betroffene die Geduld mit den KritikerInnen verlieren. Die Maschinerie wartet nicht. Aus ihr herauszufallen ist aber in ihrer Eigenlogik die größte Gefahr.

Dennoch schienen sich Achtungserfolge zu zeigen: Bundesbildungsministerin Annette Schavan versprach eine BAföG-Erhöhung, hier und dort entstanden runde Tische unter Beteiligung von StudierendenvertreterInnen. Mit den (wenngleich überschaubaren) Zugeständnissen

wuchs aber zugleich der raffinierte Druck seitens Institutionen, ausgesperrter MitstudentInnen und Unileitungen, scheinbar „pragmatische“ Kompromisse einzugehen – was heißen sollte, sich mit der Einsetzung von ergebnisoffenen Evaluationskommissionen, Folgeverhandlungen und Lehrplankürzungen zufrieden zu geben. Und dafür idealistische Kernanliegen fallen zu lassen. Für Forderungen nach einem „studium generale“ oder einer freieren Studiumsplanung fand sich gar nicht erst ein AnsprechpartnerIn. Und da war auch die begrenzte Aufmerksamkeitsspanne und Geduld der Medien bereits an ihre Grenzen gestoßen.

In diese Zeit fielen zugleich öffentlichkeitswirksame Störfeuer wie ärgerliche Vandalismen an der Uni Frankfurt. Oder die in den großen deutschen Tageszeitungen abgedruckten Kommentare des Münchener Soziologieprofessors Armin Nassehi – der da meinte, die Studierenden verfehlten mit ihrer an einer Wirtschaftszentrierung festgemachten Kritik den Charakter der Bologna-Reform: Diese trage doch eher planwirtschaftliche Züge. Tatsächlich verwechselte Nassehi dabei nicht nur Mittel und Intentionen der Reform, sondern verpasste (kalkuliert oder unbewusst) den Protestierenden und ihren Hauptforderungen auch (zu Unrecht) das noch heute mächtige „KommunistInnen-Stigma“. Währenddessen dünnten interne Konflikte, sich ergebnislos hinziehende Besetzungswochen und das nahende Weihnachtsfest langsam die BesetzerInnenreihen aus – spätestens zum Jahreswechsel waren die Hörsäle beinahe überall geräumt. Meist freiwillig. Manchmal durch die Polizei. Im Januar erhoben sich kaum noch neue Aktivitäten.

Türen können eingerannt werden – wenn sie offen sind.

Mehrere Monate nach den Besetzungen des Wintersemester 2009/10 bietet sich der Betrachterin und dem Betrachter ein zwiespältiges Panorama: Wo sich Verbesserungen eingestellt haben,

blieben sie im überschaubaren Rahmen. So erließ etwa der Freistaat Bayern im Juni 2010 neue Leitlinien für seine Hochschulen und empfahl gelockerte Anwesenheitspflichten, eine Eindämmung der Prüfungsflut und Einschränkung der überfrachteten Lehrpläne, einen freieren Umgang mit der Semesteranzahl von Bachelor- und Masterstudiengängen, und das alles unter wohlwollender Zustimmung der UniversitätsvertreterInnen. Die hatten ohnehin (nicht zu Unrecht) den Eindruck, durch strikte Prüfungs- und Inhaltsvorgaben gegängelt und in den eigenen Gestaltungsspielräumen eingeschränkt worden zu sein.

Ein zu Besetzungszeiten angekündigter bundesweiter Gipfel blieb aber ohne greifbare und festgeschriebene Resultate – die VertreterInnen des Bildungstreikbündnisses verließen die Veranstaltung vorzeitig. Denn dort, wo wichtige Kritikpunkte der BesetzerInnen lagen, zeigten sich die Hochschulen, die Landes- und Bundespolitik wenig gesprächsbereit: Sich nun statt von der Politik von Studierenden hineinreden zu lassen, daran hatten die HochschulvertreterInnen kein Interesse – stattdessen sitzen weiterhin WirtschaftsvertreterInnen in den Hochschulräten. Und gar zu utopisch erschien den EntscheidungsträgerInnen der Forderungskatalog dort, wo die Finanzen angetastet werden sollten: Die Garantie von Masterstudienplätzen für Bachelorstudierende oder eine ernsthafte finanzielle Unterstützung der Studierenden (abseits von elitefixierten und viel zu schmalen Stipendienprogrammen) schafften es nie auf die Gesprächsagenda. Letztlich, so scheint es, war der studentische Protest vielmehr ein den Hochschulen willkommenes Druckmittel gegenüber der Politik, als eine basisdemokratische Meinungsäußerung, die erfolgreich Gehör im politischen Bewusstsein gefunden hätte.

Etwas erreichen können – aber nicht das, was man wollte.

Und so steht Hoffnung neben Ernüchterung: Die Feststellung, dass auch Kritik frei organisierter Gruppen einen öffentlichen Platz finden kann, neben der Erkenntnis, dass allzu Fundamentales leicht ausgeblendet wird und das Zeitfenster der öffentlichen Aufmerksamkeit klein ist. Das Erlebnis des Dialogs mit den EntscheidungsträgerInnen der Hochschulen neben dem faden Gefühl, von diesen vor allem instrumentalisiert worden zu sein. Und das Wissen um eine potenzielle Vernetzung mit gleichgesinnten Kritischen neben dem Erleben der Grabenkämpfe, der begrenzten Kondition der Mitprotestierenden und der nicht vorhandenen Geduld des „Studienziel-orientierten“ Teils der Studierendenschaft. Die ganze Kraft, die nötig war, um kleine Erfolge zu erringen – und die sich dabei doch in weiten Teilen gerade aus der großen, der humanistischen Idee gespeist hatte.

Es bleibt: auf den nächsten Funken zu warten. Oder zu kapitulieren. Damit wären wir nicht die erste Studierendengeneration.

Zum Autor:

Florian Naumann, 25, studiert im 9. FS Politikwissenschaft (Magister) an der Ludwig-Maximilians-Universität München. Seine Interessenschwerpunkte liegen in den Bereichen der Politischen Theorie und Philosophie sowie auf der Kritischen Theorie. Er ist außerdem Co-Autor des Blogs www.fallen-legen.de, für den er regelmäßig Beiträge verfasst.

ANZEIGE

Muslima in Sarrazinland

Einzelheft 9,00 €
 Im Abo 3,95/4,50 €

10'10

Blätter für deutsche und internationale Politik

Auch online:
www.blaetter.de
 Mit hintergründigen
 Dossiers und kritischen
 Kommentaren

Einwanderer als Ware
 Oliver Schmidtke

»Es wird sich alles polarisieren«
 Bärbel Bohley

Der Amoklauf der Erika Steinbach
 Otto Köhler

Expertschlagler Hungerkrise
 Armin Paasch

Die USA vor dem Backlash
 Thomas Greven

**100 Jahre Kibbuzbewegung:
 Eine gescheiterte Utopie?**
 Mathias Lindenuau

**Muslima
in Sarrazinland**
 Lamya Kaddor

**China vs. USA:
Der aufziehende Sturm**
 John J. Mearsheimer

Die aktuellen Blätter mit Beiträgen von:

Lamya **Kaddor**
 John J. **Mearsheimer**
 Bärbel **Bohley**
 Norman **Birnbaum**
 Jan **van Aken**
 Wolf-Dieter **Narr**
 Frithjof **Schmidt**
 Otto **Köhler u.v.a.**

**Mehr Informationen
auf www.blaetter.de**



**Neuaufgabe
Herbst 2010!**

Von **Prof. Dr. Dr. h. c.
Peter Atteslander**

Unter Mitarbeit von **Prof. Dr. Dr. Jürgen
Cromm, Dr. Busso Grabow, Dr. Harald
Klein, Prof. Dr. Andrea Maurer** und
Prof. Dr. Gabriele Siegert

13., neu bearbeitete und erweiterte
Auflage 2010, ca. 400 Seiten,
Euro (D) 19,95, ISBN 978 3 503 12618 7

Zum Bestellen hier klicken:
[www.ESV.info/978 3 503 12618 7](http://www.ESV.info/978_3_503_12618_7)

**Die 13. Auflage dieses Lehrbuchs
erscheint in der Edition *ESVbasics*.**

**Bestellungen bitte an den Buchhandel
oder direkt an:**

Erich Schmidt Verlag GmbH & Co. KG
Genthiner Str. 30 G · D-10785 Berlin
www.ESV.info · ESV@ESVmedien.de
Fax: 030/25 00 85-275

Methoden der empirischen Sozialforschung

Der Lehrbuchklassiker

**Alle wichtigen Grundlagen in einem
verständlichen und anschaulichen Werk:**

- Entstehung sozialer Daten: Grundprobleme und Forschungsablauf
- Erhebung sozialer Daten: Beobachtung, Befragung, Experiment, Inhaltsanalyse
- Auswertung sozialer Daten: Skalierungsverfahren, mathematische und statistische Verfahren, Aufbereitung

Didaktisch aufbereitete Fragen am Ende der Kapitel erleichtern Ihnen die selbstständige Wissenskontrolle!

Jetzt in 13. Auflage mit zusätzlichen Orientierungshilfen für das Fachgebiet und einer aktuellen Darstellung der Diskussion qualitative vs. quantitative Forschungsmethoden. Auch für Fortgeschrittene eine wertvolle Informationsquelle!

ESV
basics

ESV

ERICH SCHMIDT VERLAG

ANZEIGE

3. Studentischer Soziologiekongress 2011

Studierende laden zum ehrenamtlich organisierten studentischen Soziologiekongress nach Berlin. Mit dieser Plattform wollen sie den fachlichen und persönlichen Austausch anregen und so wissenschaftlichen Nachwuchs fördern.

Genau wie viele andere akademische Disziplinen leben Geistes- und Sozialwissenschaften von der Diskussion. Egal ob Arbeit an den Grundlagen, an Theorien und Methoden oder angewandte Forschung, neue Ideen und gute Gedanken sind dort anschlussfähig und wirken in die Welt, wo sich Menschen zusammenfinden und miteinander konzentriert über die Themen auseinandersetzen, mit denen sie sich beschäftigen. Der akademische Betrieb der Sozialwissenschaften lebt aus diesem Grund zu einem erheblichen Maß von Seminaren, Workshops, Tagungen und Kongressen. Im studentischen Leben geschieht die Auseinandersetzung mit dem Fach leider häufig innerhalb der Grenzen der eigenen Universität. Seit einigen Jahren lässt sich in diesem Punkt aber eine Veränderung zum Positiven konstatieren: Studierende laden Abschlussarbeiten und Projektberichte immer häufiger ins Netz und diskutieren angeregt in einschlägigen Foren. Oder sie gründen eine soziologische Fachzeitschrift, um neue Möglichkeiten zum Publizieren zu schaffen. Nach Meinung einiger engagierter Studierender kann das alles aber die persönliche Begegnung nicht ersetzen. Aus diesem Grund wurde im Jahre 2007 in Halle zum ersten Mal ein studentischer Soziologiekongress als Ergänzung zum alle zwei Jahre stattfindenden Kongress der Deutschen Gesellschaft für Soziologie (DGS) veranstaltet. Zwei Jahre später organisierte die Soziologie-Fachschaft der Ludwigs-Maximilians-Universität in München eine zweite Ausgabe. Im Oktober 2011 ist in Berlin der dritte studentische Soziologiekongress geplant. Zur Organisation haben sich Studierende der Technischen Universität und der Humboldt-Universität aus Berlin zusammengefunden.

Wie bereits bei den vorhergegangenen Kongressen soll in Berlin über 3 Tage eine Plattform geboten werden, die angehenden Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlern die Möglichkeit gibt, sich über persönliche Kontakte zu vernetzen und über ihre Forschungstätigkeit austauschen. Den Rahmen stellt der Titel „Komplexe neue Welt“ dar. Studierende aus Soziologie und angrenzenden Fachdisziplinen sind aufgefordert, ihre Beiträge in Form von kurzen Vorträgen zu präsentieren und anschließend mit Anderen zu diskutieren. Der Kongress bietet so die Möglichkeit, viel Neues zu lernen, an eigenes Wissen und Erfahrungen anzuknüpfen und im Austausch neue Zugänge zu erhalten. Neben klassischen Vorträgen sind Podiums-Diskussionen und Workshops und ein ungezwungenes Abendprogramm angedacht. Der studentische Soziologiekongress hat es sich zum Ziel gemacht, durch die Möglichkeit zum fachlichen und persönlichen Austausch wissenschaftlichen Nachwuchs zu fördern.

Die Studierenden von TU und HU Berlin organisieren den Kongress ehrenamtlich auf Basis der gegebenen universitären Infrastruktur. Seit Oktober 2010 ruft ein Call for Paper zum Einreichen von Abstracts vor. Daneben sind Ideen für Workshops und andere Programmpunkte gerne gesehen. Interessierte sind dazu aufgerufen, sich über die Webseite www.soziolegiekongress.de aktiv an der Ausgestaltung des Kongresses zu beteiligen. Die Plattform bietet bewusst viele Anknüpfungspunkte an soziale Netzwerke im Internet. Bereits im Vorfeld soll so die Möglichkeit geschaffen werden, mit Kommilitoninnen und Kommilitonen in Verbindungen zu treten, Ideen zu entwickeln und Veranstaltungen zu planen. So soll ein Kongress verwirklicht werden, der den Herausforderungen aber auch Chancen einer komplexen neuen Welt gerecht wird. Am Ende wird trotzdem die persönliche Begegnung im Mittelpunkt stehen, daher laden die Organisatorinnen und Organisatoren alle Interessierten ein, im Oktober 2011 ein Wochenende ganz physisch in Berlin zu verbringen.

Studentischer Soziologiekongress Komplexe neue Welt

06.-08. Oktober 2011

Berlin

www.soziolegiekongress.de



CALL FOR PAPER 3. STUDENTISCHER SOZIOLOGIEKONGRESS „KOMPLEXE NEUE WELT“

06.- 08. OKTOBER 2011 IN BERLIN

Sozialer Wandel ist ureigenstes Thema der Soziologie. Egal ob die Diagnose des Postfordismus, des Endes des Nationalstaats, des digitalen oder des beschleunigten Zeitalters: Im gefühlten Tagesrhythmus werden neue Epochen ausgerufen. Gleichzeitig gibt es sozialwissenschaftliche Strömungen, die demgegenüber die Kontinuität sozialer Entwicklung betonen und den angeblichen Neuheiten ihre umstürzende Bedeutung absprechen. Unter dem Kongresstitel „KOMPLEXE NEUE WELT“ möchten wir uns mit solchen Zeitdiagnosen kritisch auseinandersetzen.

Der Kongress soll sich dem Thema aus verschiedenen Blickwinkeln nähern. Dabei freuen wir uns insbesondere auf die spezifisch studentische Perspektive, denn wir hoffen durch die Zusammenschau frischer Beobachtungen aus den verschiedensten Bereichen ein aktuelles Mosaik von Gesellschaft abbilden zu können. Mögliche Bezugspunkte können Fragen wie „Wo stehen wir heute?“, „Was ist neu?“ oder „Was bleibt?“ liefern, ohne dass Beiträge jedoch explizit zeitdiagnostischen Charakter haben müssen.

Betrachtungen zur Gesamtgesellschaft sind genauso gefragt wie Untersuchungen auf der Mikroebene. Theorie wird gleichberechtigt neben empirisch orientierter Forschung stehen. Die Frage nach der Gestaltungsmöglichkeit der Verhältnisse in Politik und Praxis sowie nach Formen von Eigensinn und Widerständigkeit sollen weitere Schwerpunkte darstellen. Das Thema wirft aber auch selbstkritische Fragen über die Rolle der Soziologie in einer ‚komplexen neuen Welt‘ auf.

Der studentische Soziologiekongress wendet sich an Studierende der Soziologie und der ihr verwandten Fachrichtungen. Beiträge können aus Diplom-, Bachelor-, Master- oder Hausarbeiten sowie aus studentischen Projekten hervorgegangen sein. Aber auch alternative Formen der Auseinandersetzung mit einem Thema können vorgestellt werden.

Bitte reicht die maximal zweiseitigen Abstracts bis zum 15.02.2011 über unser Portal www.sozioologiekongress.de oder per Mail an abstracts@sozioologiekongress.de ein. Bitte teilt uns schon in den Abstracts mit, welche Form ihr vorseht. Bei Vorträgen sollte die Dauer 15 Minuten betragen, danach sind jeweils 30 Minuten Diskussion vorgesehen. Eine Veröffentlichung der Beiträge ist vorgesehen. Bei Fragen könnt ihr jederzeit unter info@sozioologiekongress.de Kontakt mit uns aufnehmen.

Euer Soziologiekongress-Team

Tagungen & Kongresse

12. November 2010

Konferenz der Akteure – Zukunft bürgerschaftlichen Engagements in Ostdeutschland
 Friedenssaal der Stiftung „Großes Waisenhaus zu Potsdam“ in Potsdam

18. November 2010

“Chancengerechtigkeit in der Wissenschaft? Zum Umgang mit Behinderung und Migration in der Promotions- und Post-doc-Phase“, HoF Wittenberg - Institut für Hochschulforschung an der Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg

24.-26. November 2010

„Der Systemblick auf Innovation – Technikfolgenabschätzung in der Technikgestaltung“
 4. Konferenz des Netzwerks Technikfolgenabschätzung, Neue Mälzerei Berlin

26. November 2010

Bildung von Vertrauen und Vertrauen in Bildung, Tagung des wissenschaftlichen Netzwerks “Bildungsvertrauen - Vertrauensbildung” gemeinsam mit der Sektion Professionssoziologie der Deutschen Gesellschaft für Soziologie (DGS), Otto-von-Guericke-Universität Magdeburg

26. November 2010

“Integrations- und Einbürgerungstests Der neue Weg zur Europäischen Bürgerschaft?”
 Eine Untersuchung über die Auswirkungen der Integrationstests in Belgien, Dänemark, Deutschland, Großbritannien, Lettland, den Niederlanden und Österreich, Universität Osnabrück

26./ 27. November 2010

Tagung “Die Wirkung der Dinge als Problem empirischer Forschung”, Jahrestagung der Gesellschaft für Wissenschafts- und Technikforschung e.V., Technische Universität Berlin

02./03. Dezember 2010

“Die Rückkehr der Regulierung: Wissen, Theorie und Instrumente“, Abschlusstagung des DFG Graduiertenkollegs 724, Universität Bielefeld (Institut für Wissenschafts- und Technikforschung)

03./04. Dezember 2010

„Die Emotionen der Ökonomie und die Ökonomie der Emotionen“, Tagung der AG „Sozialtheorie der Emotionen“ und der Sektion Professionssoziologie der DGS, Universität Hamburg

03./04. Dezember 2010

„16. Kongress „Armut und Gesundheit“, Berlin

05. Dezember 2010

„Environmental Change and Migration. From Vulnerabilities to capabilities“, ESF Research Conferences Universität Bielefeld

05.-09. Dezember 2010

„Environmental Change and Migration: From Vulnerabilities to Capabilities“, Bad Salzflun

27.-29. Januar 2011

„Frauen in der Landwirtschaft“, Interdisziplinäre Tagung, Universität Bern/ Schweiz

03./04. März 2011

„Entfesselte Finanzmärkte – Soziologische Analysen zu Entwicklung und Krisen moderner Finanzmärkte“, Fachtagung Franzens-Universität Graz/ Institut für Soziologie

17./18. Juni 2011

„Postkoloniale Gesellschaftswissenschaften. Eine Zwischenbilanz“, Interdisziplinäre Konferenz, Humboldt-Universität zu Berlin

29. September - 01. Oktober 2011

„3. Gemeinsamer Kongress der Deutschen Gesellschaft für Soziologie, der Österreichischen Gesellschaft für Soziologie und der Schweizerischen Gesellschaft für Soziologie“, Leopold-Franzens-Universität Innsbruck

06.-08. Oktober 2011

„Komplexe Neue Welt“, 3. Studentischer Soziologiekongress, TU + HU Berlin

Workshops

11. November 2010

„*Qualitative Interviewforschung*“, Hochschule für Soziale Arbeit FHNW (Fachhochschule Nordwestschweiz)

18. November 2010

„*Computerunterstützte rekonstruktive Analyse qualitativer Daten: Hermeneutische Textanalyse mit MAXQDA*“, Freie Universität Berlin

26. November 2010

„*Energiewende und Umbruchsituation in Ostdeutschland*“ Workshop des Nachwuchsnetzwerks Ostdeutschlandforschung, Zentrum Technik und Gesellschaft an der Technischen Universität Berlin

28./29. Januar 2011

„*Professionelle und Experten*“, Workshop des AK Expertenwissen der Sektion Professions- und Wissenssoziologie der DGS Universität Bielefeld/ Institut für Wissenschafts- und Technikforschung

08./09. April 2011

„*Visualisierung von Wissen und Bilder des Sozialen: Soziale Praktiken, Herstellungsprozesse und Deutungen – Aktuelle Entwicklungen in der visuellen Soziologie*“, Workshop der Sektion Wissenssoziologie und des FG Allgemeine Soziologie an der Technischen Universität Berlin

Impressum

Herausgeber:

soziologiemagazin e.V., Institut für Soziologie, Martin-Luther-Universität
Halle-Wittenberg, Adam-Kuckhoff-Str. 41, 06108 Halle (Saale)

Gerichtsstand:

Halle (Saale)

Vereinsvorstand:

Maria Hofmann (Vorsitzende), Florian Döring (Stellv. Vorsitzender)
vorstand@soziologiemagazin.de

Wissenschaftl. Beirat:

Prof. Dr. Brigitte Aulenbacher, Prof. Dr. Birgit Blätzel-Mink,
Prof. Dr. Ulrich Bröckling, Prof. Dr. em. Reinhard Kreckel, Oliver Neumann,
Dipl. Sozialwirt Michael Ney, M.A. Yvonne Niekrenz, Dipl. Sozialwirt Harald Ritzau,
Prof. Dr. Paula-Irene Villa, Prof. Dr. Georg Vobruba

Redaktion:

Alexander Bohn, Alexander Dobeson, Florian Döring, Tobias Goecke, Maria Hofmann,
Benjamin Köhler, Mareike Mandel, Maik Krüger, Christoph Schubert, Michael Sitte,
René Wolfsteller, Steffen Zierold *redaktion@soziologiemagazin.de*

Coverentwurf:

Jan-Peter Schmitten, Chemnitz

Coverlayout:

Chaim Schenk, Tübingen

Graphic Design:

Nick Henderson, Berlin

Fotos:

Seite 6 : Mareike Mandel // 2010

Seiten 14, 40 : W.Schaube, p.man aka sea_of_silence // Piqs.de

Seite 24: Martin Muller, Seite 44: Helga Ewert, Seite 48: Dieter Schütz, Seite 51: Stephanie Hofschlaeger, Seite 61: Tokamuwi // Pixelio.de

Satz:

Mareike Mandel, Berlin

Anzeigenschaltung:

Tobias Goecke, Maria Hofmann, Benjamin Köhler marketing@soziologiemagazin.de

Ausgabe:

soziologiemagazin e.V., bisher jährlich. Folgend: halbjährlich.

Ausgabe #1: 1,- EUR - bestellbar über unsere Homepage.

Ausgabe #2: 2,50 EUR - bestellbar über unsere Homepage.

Ausgabe #3: kostenloses E-Journal, downloadbar über unsere Homepage.

ISSN: 2190 - 9768

3. Jahrgang, Heft 3, Oktober 2010, Halle (Saale)

Die Redaktion



Alexander Bohn, 26

Dipl.-Medienwissenschaftler, wiss. Mitarbeiter am Institut für Medien- und Kommunikationswissenschaft der TU Ilmenau

Interessensgebiete: Social Network Sites und Social Web, Einfluss kultureller Faktoren auf Mediennutzung und Medienkonzeption



Alexander Dobeson, 25

Studienort: Universität Bamberg

Studienrichtung: Soziologie (Dipl.); Wahlpflichtfächer Philosophie und Arbeitswissenschaften

Interessensgebiete: Wirtschaftssoziologie, Theorieentwicklung, qualitative Sozialforschung, Philosophie



Florian Döring, 25

Studienort: MLU Halle-Wittenberg

Studienrichtung: Soziologie (Dipl.), Wahlpflichtfach VWL

Interessensgebiete: Soziologie sozialpolitischer, wissenschaftlicher und journalistischer Diskurse



Tobias Goetze, 27

Studienort: MLU Halle-Wittenberg

Studienrichtung: Soziologie (Dipl.), Wahlpflichtfach Medien- und Kommunikationswissenschaften

Interessensgebiete: Mediensoziologie, Religionssoziologie, Dokumentarfilm, Buddhismus, Südafrika, Urban Art



Maria Hofmann, 23

Studienort: MLU Halle-Wittenberg

Studienrichtung: Soziologie (Dipl.), Wahlpflichtfach Psychologie

Interessensgebiete: Gesundheitssoziologie, insb. gesundheitliche Ungleichheit, Figurationssoziologie, Wissen(schaft)ssoziologie, Techniksoziologie



Benjamin Köhler, 26

Studienort: TU Berlin und Prag

Studienrichtung: Soziologie technikwissenschaftlicher Richtung und technischer Umweltschutz (B.A.)

Interessensgebiete: Wissen, Umwelt/ Technik, Umbrüche, Innovation, Praxistheorie und Postkoloniale Theorie



Mareike Mandel, 27

Studienort: TU Berlin

Studienrichtung: Soziologie technikwissenschaftlicher Richtung (B.A.)

Interessensgebiete: Verhaltenstheoretische Soziologie, Kriminalsoziologie, Kriminologie und Thanatosoziologie



Maik Krüger, 29

Studienort: Universität Tübingen

Studienrichtung: Soziologie und Politikwissenschaften (Magister)

Interessensgebiete: Geschlechtersoziologie, Wissenssoziologie



Christoph Schubert, 25

Studienort: MLU Halle-Wittenberg

Studienrichtung: Soziologie, Zeitgeschichte, Interkulturelle Wissenskommunikation (Magister)

Interessensgebiete: Bildungs- und Wissenschaftssoziologie



Michael Sitte, 28

Dipl.-Soziologe, freiberuflicher Marketing- und Kommunikationsberater

Interessensgebiete: Marken- und Kommunikationssoziologie



René Wolfsteller, 25

B.A. in Sozialwissenschaften, Philosophie und Politikwissenschaft

Studienort: Goethe-Universität Frankfurt a. M., TU Darmstadt und University of Glasgow

Studienrichtung: Politische Theorie (M.A.)

Interessensgebiete: Politische Theorie des 20./21. Jahrhunderts, Identitätspolitik, Postkoloniale Theorie, Staatsethnografie und Gesellschaftsethnologie



Steffen Zierold, 26

Studienort: MLU Halle-Wittenberg

Studienrichtung: Soziologie (Dipl.), Wahlpflichtfach Medien- und Kommunikationswissenschaften

Interessensgebiete: Stadt- und Raumsoziologie, insb. Transformations- und Anpassungsprozesse, Schrumpfung, demografischer Wandel

DANKSAGUNG

Für die Realisierung einer dritten Ausgabe sind wir vielen Personen zu Dank verpflichtet. Neben den ehemaligen Mitgliedern des SSM, Mirca Lotz und Martin Seeliger, danken wir ebenso Jan-Peter Schmitt und Chaim Schenk für die kreative Gestaltung des Covers. Anita Schunke ist für die Unterstützung im Lektorat zu danken. Dem Institut für Soziologie der Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg danken wir ebenfalls für seine Unterstützung.

Ein ganz besonderer Dank gilt unserem Wissenschaftlichen Beirat, der uns bei der Sicherung der wissenschaftlichen Qualität mit kritischen Anmerkungen und Hinweisen stetig unterstützt.

Nicht zuletzt sind wir all unseren Autor_innen und Leser_innen zu großem Dank verpflichtet, denn ohne sie wäre die Herausgabe einer dritten Ausgabe nicht möglich gewesen!

MITARBEIT, SPENDEN, SPONSORING & BLOG

Unser Team braucht Unterstützung! Um Studierenden auch weiterhin die Möglichkeit zur Publikation hochwertiger Artikel bieten und damit den wissenschaftlichen Diskurs bereichern zu können, ist in der Redaktion, in der Organisation, im technischen Marketing und bei den Finanzen einige Arbeit nötig. Wer Interesse hat, sich in einem der vielen Bereiche (v.a. soziologischer Journalismus, Marketing, Redaktion, Lektorat) einzubringen, kann sich jeder Zeit gern an uns wenden! Besonders freuen wir uns auch über Beitragsvorschläge für unseren Blog. Weitere Informationen findet ihr auf unserer Homepage www.sozioologiemagazin.de

Darüber hinaus sind wir immer für finanzielle Unterstützung in Form von Spenden, Sponsoring oder einer Fördermitgliedschaft im soziologiemagazin e.V. dankbar!

CALL 4 PAPERS

FreiRäume

Zur Soziologie des (Un-)Bestimmten oder zur (un-)bestimmten Soziologie

Was sind FreiRäume? Wer räumt FreiRäume frei? Gibt es soziologiefreie Räume? Bestehen in der Soziologie freie Räume (oder blinde Flecken)? Existiert eine Soziologie der FreiRäume? Wie viele FreiRäume brauchen Soziolog_innen, wie viele brauchst du?

- ... städtische Brachen & Leerstand verlorener Raum oder Platz für Neues
- ... Überwachung öffentlicher Räume Sicherheit als Basis oder Einschränkung
- ... Freie Güter, Commons, Copyright, soziale Netzwerke; Wer bestimmt den FreiRaum?
- ... soziale Partizipation, Exklusion, Identität, Privatsphäre, Subalternität, Autonomie, Macht ...

Wozu machst du dir Gedanken? Wo siehst du FreiRäume?

Du hast deine Hausarbeit, Rezension oder dein Referat abgeheftet und nun verstauben sie in der Ablage, obwohl sie Zündstoff für eine sozialwissenschaftliche Diskussion bieten?

Wir geben deinen Ideen den nötigen FreiRaum! Schicke uns deinen Artikel und

- ... werde bundesweit gelesen,
- ... sammle erste Publikationserfahrungen und
- ... fördere damit den wissenschaftlichen Austausch unter Studierenden.

Wie wird's gemacht?

Die „Hinweise für Autor_innen“ findest du auf www.soziolegiemagazin.de.
Die kommende Ausgabe „FreiRäume“ wird eine freie Rubrik enthalten, für die du auch Texte ohne Call-Bezug einsenden kannst.

Einsendeschluss

für Artikel und Rezensionen ist der **10.01.2011**; sende deinen Beitrag einfach an redaktion@soziologiemagazin.de!